

Transkript des Interviews vom 26. Januar 2010 in Tübingen mit Prof. em. Dr. Gerhard Lehmbuch

Das Interview wurde auf drei Tonbänder aufgezeichnet (ca. 220 Minuten). *Kursivsetzungen* zeigen Fragen und Bemerkungen des Interviewers Clemens Jesenitschnig an. Das vorliegende Transkript wurde unwesentlich vom Interviewer gekürzt und danach von Gerhard Lehmbuch durchgesehen und teilweise ergänzt. Einfügungen in eckigen Klammern sind nachträgliche Ergänzungen des Interviewers.

Ihre Manuskripte „Jugenderinnerungen“ und „In einem anderen Deutschland“ informieren über Ihre Lebensgeschichte bis 1947. Wie sah es in der Zeit danach aus?

Ich hatte ja damals, ohne eigentliche irgendwelche Alternativen zu erwägen, mich für die Theologie entschieden. Das hatte nicht so sehr mit Familientradition und dergleichen zu tun; die war ja auch irgendwo nicht eindeutig, sondern es war so die Orientierungsfrage nach dem Zusammenbruch von 1945 und sodann das Gefühl: auf Basis der Überzeugungen der christlichen Tradition der Familie haben meine Eltern dem Regime widerstehen können – und jetzt, was ist da eigentlich dran? Das war die erste Überlegung. Die zweite Überlegung: Wo machst du das? Nun war der Zugang zu den Universitäten in der damaligen SBZ mit großen Schwierigkeiten verbunden; er war zunehmend politisiert. Und da es in Westberlin eine Kirchliche Hochschule gab, die aus der Bekennenden Kirche (BK) hervorgegangen war, zu der mein Vater gehört hatte, wo es auch Dozenten gab, die er kannte – es war wahrscheinlich die Empfehlung meines Vaters: ‚Geh‘ doch nach Berlin.‘ Und dann kam noch hinzu, dass wir familiär starke Beziehungen nach Berlin hatten. In Berlin wohnten drei Schwestern meiner Mutter, zwei davon verheiratet, und direkt vor Berlin, in Teltow, eine Schwester meines Vaters. Berlin war im Grunde die zweite Heimat der Familie neben Ostpreußen. Ich war zwar bis dahin nur ein einziges Mal als Neunjähriger eine Woche in Berlin gewesen, aber das bot sich dann doch als Studienort an. Ich habe also in Westberlin an dieser Kirchlichen Hochschule studiert; hab‘ von der Ostberliner Universität eigentlich nichts mitbekommen, aber habe mich allerdings sehr viel in Berlin umgeschaut, bin viel in die Theater und Opern mit Kommilitonen, oder es tauchten auch Kollegen aus meiner Forstzeit auf einmal in Berlin auf, mit denen ich dann ins Theater ging, die dann doch gar nicht so banausenhaft waren, wie ich gedacht hatte.

Sind Sie da zunächst bei Verwandten untergekommen?

Nein, nein, in einem Studentenwohnheim. Wobei wir Schlafsäle mit sieben Betten hatten, aber das war man ja gewohnt, wenn man beim Militär gewesen war. Dann war sehr bald auch klar, da machst du die Anfangssemester und dann gehst du auf eine andere Universität, weil das einfach damals zu einem richtigen Studium dazugehörte; man wechselte im Prinzip mehrfach die Universität, also völlig anders als jetzt nach dem Bachelor-System. Mein Vater hatte zwar nie die Universität gewechselt, aber das, nehme ich an, lag daran, dass er – nach der Unterbrechung seines Studiums durch vier Jahre Kriegsdienst – 1919 meine Mutter kennen gelernt hatte und fertig werden wollte. Aber meine Mutter z.B. hat 1915 mit dem Studium angefangen (sieben Jahre, nachdem die ersten Frauen in Preußen zum Studium zugelassen worden waren) und hat gleich mehrfach die Universität gewechselt. Sowohl meine Mutter als auch eine ihrer Schwestern fingen damals mit dem Studium an; das muss damals für diese jungen Frauen eine ganz große Herausforderung gewesen sein. Auch als das Frauenwahlrecht 1918 eingeführt wurde – das schien alles neue Chancen für sie zu eröffnen, nehme ich an. Meine Mutter fing an in Königsberg zu studieren, ging dann nach Heidelberg, und von Heidelberg nach Berlin. Ihre Schwester fing an in Königsberg und ging dann nach Göttingen, hat dann aber auch in Berlin abgeschlossen, oder Königsberg, ich weiß es nicht mehr genau. Beide wollten zuerst Lehrerinnen werden, meine Mutter hat Germanistik und Geografie gehabt, und meine Tante hatte, glaube ich, Mathematik und Physik. Dann gingen sie aber beide zur Theologie über. Das war wahrscheinlich nach 1918 so die Idee, jetzt brechen auch in der evangelischen Kirche neue Zeiten an für die Frauen – was sich dann doch alles als eine Illusion erwies.

Ich bin dann eben in diesem Sinne 1948 nach Tübingen gegangen... Wir hatten zuvor auch im Kommilitonenkreis besprochen, dass wir nach dem ersten Studienjahr gehen würden, das war völlig klar, also mehrere Dutzend von uns, wir haben uns an mehreren Universitäten beworben, die wegen der Qualität ihrer Theologen attraktiv waren. Ich weiß, dass ich mich in Heidelberg, in Bonn und in Tübingen beworben habe. In Bonn wurde ich zugelassen mit der Auflage, erst ein Jahr Enttrümmerung der durch Bomben getroffenen Universität zu leisten; also die Universität musste erst wieder aufgebaut werden. In Tübingen wurde ich ohne Vorbedingungen zugelassen. Da auch zwei Dutzend meiner guten Bekannten in Tübingen zugelassen waren, sind wir dann sozusagen im großen Block nach Tübingen gewandert, zum Sommersemester 1948, noch vor der Währungsreform. Hier tauchte dann die große Frage auf: Wo wohnt man? In Tübingen waren keine Zimmer zu bekommen, da war ja alles mögliche an Wohnraum von den Franzosen beschlagnahmt, denn in Tübingen war die französische Militärverwaltung für Südwürttemberg. Deshalb zogen wir alle auf die Dörfer, und zwar meine meisten Kommilitonen nach Ofterdingen, so 12 km entfernt; ich dagegen hatte Kontakt über Bekannte meiner Mutter mit dem Pfarrhaus in Kirchentellinsfurt, das etwa zehn Kilometer entfernt ist. Da sorgten dann die Pfarrersleute dafür, dass ich da ein Zimmer bekam. So kam ich nach Tübingen.

Ich habe in der Tübinger theologischen Fakultät sehr viel gelernt, insbesondere bekam ich eine solide historisch-philologische Methodenschulung. Besonders intensiv habe ich mich dort in die historischen Teildisziplinen hineingekniet, habe mich zeitweise auch mit altorientalischen Sprachen beschäftigt, das dann aber wieder bleiben lassen, weil es mir doch auf die Dauer zu esoterisch erschien. Durch die Vermittlung des Tübinger Neutestamentlers Ernst Fuchs wurde ich mit der damals intensiv diskutierten Theologie von Rudolf Bultmann (in Marburg) bekannt, der mit seiner „existentialen Interpretation“ und zugleich „Entmythologisierung“ des Neuen Testaments (angelehnt an Heidegger) berühmt wurde. Ich war seither Bultmannianer. Darin bestärkte mich auch der später in Mainz lehrende Ostpreuße Herbert Braun, ein guter Freund meines Vaters (Brauns Vater war übrigens mein erster Grundschulrektor daheim in Rehhof gewesen und zugleich der Kantor unserer Kirche, durch dessen Orgelspiel mir erstmals Johann Sebastian Bach vertraut wurde).

Ich war in Tübingen zunächst drei Semester und dachte dann, so, jetzt muss man wieder wechseln. Ich ging darum nach Göttingen, wo es auch eine renommierte Theologie gab, das war 1949. Ich glaube, man musste sich damals nicht mehr bewerben; man fuhr hin und immatrikulierte sich. Da war diese Rationierung der Studienplätze schon vorbei. Ich war in Göttingen ein Jahr und wäre wahrscheinlich auch länger in Göttingen geblieben, schon weil's näher am Wohnort meiner Eltern war. (Das war Weferlingen in Sachsen-Anhalt; meine Eltern waren bis 1963 dort, bis mein Vater in den Ruhestand ging und dann die Ausreise nach Westdeutschland bekam.) Es kam dann aber anders.

Nach Göttingen war ich unter anderem auf Empfehlung meines Vaters gegangen. Er war (aus der ostpreußischen BK) sehr gut bekannt mit einem der beiden Professoren für systematische Theologie, Hans-Joachim Iwand, der wie er selbst ein entschiedener Barthianer (also Anhänger von Karl Barth) war. Mein Vater erwartete wohl, dass Iwand mich fördern würde. Aber ich fand zu Iwands Barthianismus keinen Zugang und hielt mich statt dessen an seinen theologischen Antipoden in der Fakultät, den Systematiker Friedrich Gogarten, der dem Marburger Theologen Rudolf Bultmann nahe stand. Andererseits wollte Iwand sich um den Sohn seines Freundes Werner Lehbruch kümmern und reagierte deutlich verschnupft, als ich zu einer Sonntagseinladung in sein Haus verspätet kam, weil ich zuvor eine Semesterprüfung bei Gogarten gemacht hatte, die sich unerwartet lange hinzog. Das brachte mich dann in eine heikle Situation.

Das Problem verschärfte sich noch, weil ich in Göttingen im ersten Semester gleich in den Wahlkampf der Wahlen zum Studentenparlament geriet. Da kandidierten zwei Theologiestudenten, Hanfried Müller und seine spätere Ehefrau Rosemarie Streisand, und ich wurde dann darauf angesprochen. Die beiden hätten intensive Kontakte zur SED (was auch zutrifft: Sie sind beide später Professoren geworden an der Humboldt-Universität, und galten dort als die Ver-

trauensleute der SED-Parteileitung). Die waren beide beim FDJ-Weltjugendtreffen in Leipzig gewesen und rühmten sich, sie seien dort Walter Ulbricht persönlich vorgestellt worden und dergleichen. Da wurde ich dann von den eher konservativen Kommilitonen und vor allem auch solchen aus dem Osten angesprochen: ‚Das geht doch nicht, da müssen wir Gegenkandidaten haben!‘ Ich ordnete mich zwar eher links ein, aber die Kumpanei mit der SED gefiel mir gar nicht. So trat ich als Gegenkandidat auf, wurde gewählt, und meine beiden Kontrahenten fielen durch. Nun waren die beiden aber Schüler und Doktoranden von Iwand, und der nahm mir dann meine Kandidatur furchtbar übel. Er warf mir vor, ich hätte die Linke geschwächt, und ich erwiderte, ich hielt mich für den linkeren der Kandidaten. Aber Iwand hielt mich natürlich für ein naives Werkzeug der Konservativen, und damit wurde mir meine Situation in Göttingen noch unbehaglicher, denn auch für andere links stehende Theologieprofessoren war ich jetzt abgestempelt.

Ich war inzwischen in den Studentenrat gewählt und habe dort einiges gelernt. Vorsitzender des Studentenrats war übrigens Ernst-Wolfgang Mahrenholz, der spätere Präsident des Bundesverfassungsgerichts. Das war schon sehr, ja, eine bemerkenswerte Erfahrung. Die Universität Göttingen hielt sich ja furchtbar viel darauf zugute, von einem englischen König gegründet worden zu sein; Hannover hatte ja zu England gehört. Sie hatten also diesen anglomanen Tick. Das Studentenparlament verfuhr nach den Regeln des Unterhauses. Wenn man das Wort ergriff, musste man immer anfangen mit: ‚Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren!‘ Sie müssen sich das heute vorstellen im Studentenparlament! Aber damals haben wir uns alle an diese Regeln gehalten. Ansonsten traf man sich bei der Göttinger Universitätszeitung, so der ganze Kreis um die Leute aus dem SDS, die Schüler des berühmten Staatsrechtlers Rudolf Smend und dergleichen. Wir haben politische Demonstrationen veranstaltet und was weiß ich, alles mögliche. Ich entsinne mich noch gut, wie wir loszogen, um eine Veranstaltung der NPD mit dem mit berüchtigten rechtsradikalen Ex-General Remer zu verhindern.

Im Herbst 1950 ging ich zurück nach Tübingen und habe dort meine letzten Theologiesemester gemacht. Damals habe ich (vor allem auf dem Weg über das Fach „Christliche Gesellschaftslehre“) auch meine erste Bekanntschaft mit der Soziologie gemacht. Ich las Max Weber und Ernst Troeltsch und fand so den Zugang zur historischen Sozialwissenschaft. Andererseits hatte ich mich schon seit dem Ende meiner Schulzeit (1946/47) mit Marx und marxistischer Philosophie beschäftigt und dann auch intensiv mit Hegel und der Hegel’schen Schule. Im zehnten Semester (viel zu spät in den Augen meines Vaters!) meldete ich mich zum Examen, und zwar bei meiner zuständigen Heimatprovinz, nämlich Provinz Sachsen-Anhalt, also zur kirchlichen Dienstprüfung an der Universität Halle an der Saale. (Die kirchliche Dienstprüfung entspricht in etwa dem Staatsexamen oder dem ersten juristischen Examen. Daran schließt sich dann das Vikariat an, was wiederum der Referendarzeit entspricht, und dann kommt die zweite Dienstprüfung.) Ich meldete mich dort zu der ersten Prüfung an, wurde da auch zugelassen und bekam auch ein Hausarbeitsthema. Es war damals nicht daran zu denken, dass man sich die Themen selber suchte, sondern ich bekam eins aufgebremmt, mit dem ich gar nicht glücklich war. Das war: die Lehre von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen exegetisch und systematisch zu untersuchen. Ich bin dann (als guter Bultmannianer) zu dem Schluss gekommen, dass das eine nicht mehr sehr aktuelle mythologische Vorstellung sei und hab’ das sehr hochgelehrt bewiesen. Das war angesichts der Provenienz der Themenstellung natürlich ziemlich vorwitzig. Aber dann kamen zwei Sachen zusammen: Erstens bekam ich keine Einreisegenehmigung für die DDR und wurde deswegen vom Konsistorium in Magdeburg an das Konsistorium in Berlin überwiesen das in Westberlin saß (die Kirchenprovinzen Sachsen und Berlin-Brandenburg gehörten ja beide zu der früheren preußisch-unierten Kirche)...

...darf ich kurz nachfragen, wieso konnten Sie diese Prüfung nicht in Tübingen machen, wenn Sie die letzten Veranstaltungen in Tübingen belegt gehabt hatten?

Entweder hätte ich die kirchliche Prüfung machen müssen; dann hätte ich aber Württemberger sein müssen und im theologischen Stift gewesen sein müssen, oder eine Fakultätsprüfung. Ich

hatte damals aber noch die Vorstellung, du gehst in den kirchlichen Dienst – die Fakultätsprüfung machten die Leute, die nicht unmittelbar eine kirchliche Anstellung anstrebten; das war eher eine Ausnahme. Aber in den württembergischen kirchlichen Dienst wäre ich auch gar nicht so ohne weiteres reingekommen. Das war an sich so quasi vorgegeben. Es kamen aber zwei Dinge zusammen. Erstens: der Mann der mir das Thema gestellt hatte, starb. Und zweitens wurde ich nach Berlin überwiesen, und in Berlin saß dann nun irgendeiner von diesen Berlinern und sagte: ‚Ich muss das Thema begutachten, das ganze ist etwas merkwürdig.‘ Ich bekam dann für die Hausarbeit also die Note, glaube ich, im ganzen Gut, weil ich das jedenfalls mit großer Gelehrsamkeit angegangen sei. Es war eine sehr gelehrte Arbeit, ich hab’ sie sogar irgendwo noch. Der Gipfel des Ganzen war (das ist jetzt nicht von Bedeutung für meine wissenschaftliche Karriere, aber irgendwo amüsant): Es stellte sich, als ich in Berlin war, heraus, dass die Berliner Prüfungskommission ein Fach hatte, das es in Halle nicht gab, nämlich Philosophie. Ich hatte mich zwar auf alle Fächer vorbereitet, wie man das so tat, aber nicht auf Philosophie. Und da ging ich dann vorher zu dem Vorsitzenden der Kommission und sagte, ja, hier, mein Fall sei der und der, und ich hätte mich eben aus den und den Gründen nicht auf eine Philosophieprüfung vorbereitet und ich hätte deshalb die Frage, ob ich unter diesen Umständen nicht gleich in einem Spezialgebiet der Philosophie geprüft werden könnte, in dem ich mich besonders gut auszukennen glaubte. Das war sonst völlig undenkbar damals. Spezialgebiete – so etwas gab’s nicht. Man musste alles kennen. Da sagte er: ‚Gut, ja, können wir drüber reden, was ist es denn?‘ – Hegel und die Hegel’sche Linke, hab’ ich gesagt. Da kannte ich mich in der Tat ganz gut aus, glaube ich, ich hatte eben auch viel Philosophie nebenher gemacht. Und dann wurde ich examiniert von einem der Prüfer, einem Oberkonsistorialrat Lizenziat Kegel (Lizenziat ist damals der evangelische Dokortitel in Theologie gewesen). Und der Lizenziat Kegel prüfte mich also über die Hegel’sche Linke und fragte dann nach Bruno Bauer, einem Linkshegelianer. Und da sagte ich, es gebe die und die Interpretation, und die und die sei eigentlich eher abwegig. Darauf wurde er sehr unwirsch und sagte, das sei ja klar, dass ich da keine Ahnung hätte, und ich stellte zu meiner Verblüffung fest, dass ich offenbar durchgefallen war. Jedenfalls hatte ich das Gefühl: ‚Jetzt bist du durchgefallen.‘ Ich wurde rausgeschickt, dann geschah lange nichts, man hatte sich offenbar furchtbar lange beraten, und dann kam nach einer Viertelstunde der Vorsitzende, der Generalsuperintendent Jacob aus Cottbus, heraus und sagte, ja, sie hätten lange beraten und seien zum Schluss gekommen, dass ich ja vielleicht in Philosophie ‚nicht ganz zu meinem Recht gekommen‘ sei, und deswegen würde er, der mich jetzt über Ethik prüfen solle, auch noch mal über philosophische Themen prüfen. Und dann hat er mich geprüft über die Schrift von Stalin ‚Probleme der modernen Sprachwissenschaft‘. Die war damals sehr diskutiert, weil Stalin da offenbar den dialektischen Materialismus im bisherigen Verständnis in Frage gestellt zu haben schien. Ich hab’ die Details längst vergessen. Aber damals war ich da gut zuhause in der Diskussion und schnitt also wohl ziemlich gut ab. Aber ich kam nach Hause und dachte, verdammt, wieso bist du denn bei dem einen Thema so eingebrochen; womit hast du dich vorbereitet, woher hast du das, was du da erzählt hast? Ich hatte nun ein berühmtes Buch von Karl Löwith durchgearbeitet gehabt, ‚Von Hegel zu Nietzsche‘, das kannte ich sozusagen in- und auswendig. Ich habe noch einmal genau nachgelesen und stellte fest, es gibt über Bruno Bauer eine Dissertation eines gewissen Herrn Kegel, die von Löwith barsch abqualifiziert wurde. Es war nur dummerweise die Meinung meines Prüfers, die ich für abwegig erklärt hatte.

Nach der Prüfung ging ich nach Basel, das war 1952; das war nicht unüblich, dass man nach Basel zu einem Postgraduiertenstudium ging. Ich bekam ein Stipendium des Weltrats der Kirchen dafür, des Ökumenischen Rats in Genf; das bekamen nicht wenige deutsche Theologiestudenten. Als Theologe ging nach Basel in der Regel wegen des berühmten Karl Barth. Mit Barth konnte ich aber nichts anfangen, obwohl ich natürlich einiges von ihm gehört habe. Ich war auch bei ihm zu Hause, mit einer Empfehlung eines meiner Tübinger Professoren, Helmut Thielicke, da verzog er das Gesicht und ich begriff, dass er den Thielicke nicht ausstehen konnte. Den Karl Barth kannst du dir abschminken, dachte ich, bei dem kriegst du kein Bein auf die

Erde wenn du von Thielicke kommst. Aber dann wurden andere Leute für mich interessanter, da gab es vor allem Edgar Salin und Karl Jaspers.

Haben Sie die erst in Basel entdeckt? Sie sind nicht wegen ihnen nach Basel gegangen?

Ich wusste, dass es die gab. Aber ich bin nicht wegen ihnen nach Basel. Mit Jaspers hatte ich dann aber durchaus näheren Kontakt und wurde von ihm beraten. Salin – bei dem ich ein Max-Weber-Seminar machte – fand ich schwerer zugänglich, das mag ja vielleicht auch an seiner Prägung durch Stefan George gelegen haben. Dann gab's einen für mich hochinteressanten Mann, den Schweizer Fritz Lieb. Er war berühmt und auch etwas belächelt unter Theologen, seit er 1944 ein Buch geschrieben hatte, ‚Russland unterwegs‘. Es gab ja so eine patriotische Wendung Stalins in der Kriegszeit, bei der dann auch die orthodoxe Kirche wieder Bewegungsfreiheit bekam. Und Fritz Lieb interpretierte das als eine Art Rückwendung Russlands zum christlichen Glauben und was weiß ich; es war ein bisschen überzogen. Fritz Lieb hatte als Student während des Ersten Weltkrieges zum linken Flügel der großen berühmten Schweizer Verbindung Zofingia gehört. Dieser linke Flügel war sozialistisch geworden, aus dem gingen dann die Gründer der Kommunistischen Partei der Schweiz hervor; zu denen gehörte eben auch Fritz Lieb. Er war in engem Kontakt mit Lenin gewesen und hatte für Lenin Geheimbotschaften an die deutschen Spartakisten geschmuggelt während des Krieges und war auch beteiligt gewesen, so wurde mir erzählt, an der Organisation dieses berühmten Eisenbahnwaggons nach Schweden. Fritz Lieb fand ich hochinteressant, schon als Figur, und dann auch als Spezialisten für russische Geistesgeschichte. Da hab' ich mich dann mit der russischen Ideengeschichte sehr beschäftigt. Ich hatte Russisch schon in der Schule gelernt, das habe ich dann in Basel wieder aufgewärmt und weitergemacht. Ich konnte passabel Russisch, glaube ich; hab's total vergessen mittlerweile. Meine ältere Tochter spricht's fließend, aber die hat eben lange in Russland studiert.

Wie lange waren Sie in Basel?

Ich war zwei Semester in Basel. Eine Sache, die mich in Basel sehr frappiert hat, war die Struktur der evangelischen Kirche von Basel. Der Schweizer Protestantismus ist ja föderal aufgebaut, in Kantonalkirchen wie bei uns die Landeskirchen. Die reformierte Kirche des Kantons Basel war nun so organisiert, dass es an jeder Kirchengemeinde einen orthodoxen oder fundamentalistischen und einen liberalen Pfarrer gab, und es gab auch je einen fundamentalistischen und einen liberalen Jungmännerverein und Jungmädchenverein und dergleichen; alles, also diese ganzen kirchlichen Vereine, waren auch alle versäult. Den einen Sonntag gingen die kirchlichen Liberalen in die Kirche, da predigte ihr Pfarrer, den andern Sonntag gingen die andern in die Kirche. Das fiel mir damals auf, ohne dass ich das noch richtig einordnen konnte; aber das gab mir später so einen Schlüssel, weil ich dachte, aha, da steckt mehr dahinter.

Ich hab' dann später... Ich glaube, es war Erich Gruner, der mir das gesagt hat... Erich Gruner war ein Sozialhistoriker in Bern, der dann die Schweizer Politikwissenschaft begründet hat, mit dem ich dann befreundet war. Erich Gruner sagte mir: ‚Weißt du, das war so, im 19. Jh. gab es eben in den Schweizerischen Landeskirchen diese Auseinandersetzungen zwischen den Konservativen und den Liberalen und in einigen Fällen, etwa im Waadtland, haben die zur Abspaltung der Liberalen geführt, die haben dann eine Freikirche gegründet. Das haben die Basler verhindern wollen; die Basler Regierung hat einfach angeordnet, dass die sich sozusagen konkordanzdemokratisch zu organisieren haben; aber sie bleiben in der Staatskirche. Und dieses Modell haben andere Schweizer Landeskirchen auch nachgeahmt. Da bin ich eigentlich zum ersten Mal auf dies Phänomen der später so genannten Konkordanz gestoßen, ohne dass ich das noch in größeren politikwissenschaftlichen Komplexen einordnen konnte. Es war für mich zunächst nur eine historische Kuriosität. Ich bin natürlich zu den Konservativen und den Liberalen gegangen; es gab auch einen liberalen Dogmatikprofessor namens Fritz Buri, den ich gerne gehört habe, der war interessant. (Meinem Vater, der sich eher als Barthianer fühlte und dem theologischen Liberalismus sehr kritisch gegenüberstand, wäre er suspekt gewesen.)

Ich hatte damals, noch bevor ich nach Basel ging, die Idee, zu promovieren, ursprünglich in Theologie, mit einer Arbeit, die mit Marxismus zu tun hatte, weil ich darin inzwischen sehr viel gearbeitet hatte, marxistische und Hegel'sche Philosophie; ich suchte noch nach einer genaueren Themenformulierung. Ich hatte schon in meiner Tübinger Zeit angefangen, viel dazu zu lesen... und bei den Theologen war Helmut Thielicke bereit, sich darauf einzulassen; der war für alle Kuriositäten zu haben.

Also, ich kannte schon seit längerem Iring Fetscher; wir waren hier Freunde aus dem Studentischen Arbeitskreis für Politik...

...ach so, Iring Fetscher war auch dabei?

Ja, der war ziemlich lange Vorsitzender des Vereins. Er war ein ausgesprochener Marx- und Hegelspezialist. Promoviert hatte er über Rousseau; aber bei Marx und Hegel war er sehr gut zuhause. Ich hab' mich für diese Sachen auch interessiert, da sind wir eigentlich in näheren Kontakt gekommen durch dies gemeinsame Interesse. Es gab dann noch einen weiteren so ausgesprochenen Hegelianer in unserem Arbeitskreis, das war Johannes Agnoli, der in einem Gartenhaus am Neckar wohnte, wo draußen ein Schild stand ‚Villa Hegel‘. In dem Gartenhaus hing über seinem Bett sein deutscher Wehrmattsstahlhelm... Agnoli wurde dann ja später einer der literarischen Wortführer der APO (mit seinem Buch ‚Die Transformation der Demokratie‘ [zusammen mit Peter Brückner verfasst]).

Als ich aus Basel zurück kam, hatte ich die Idee einer theologischen Promotion über marxistische Philosophie aufgegeben, weil sie mir zunehmend als etwas abseitig erschien. Aber ich musste mich jetzt fragen, wie es weiter gehen sollte. Ich hatte inzwischen überlegt, dass ich nicht in den kirchlichen Dienst gehen würde. Zuerst habe ich überlegt, jetzt noch ein Studium Geschichte und Philologie anzuhängen, um ins Lehramt zu gehen, hatte an Geschichte/Romanistik oder so etwas gedacht, da ich gut Französisch zu können glaubte. Aber dann gab mir Iring Fetscher einen entscheidenden Hinweis: ‚Weißt du, der Eschenburg, der ist doch jetzt gerade Ordinarius geworden, und der sucht einen Hilfsassistenten. Wär' das nichts für dich?‘ Und da hab' ich gedacht, ja, das wäre schon interessant; ich kannte Eschenburg ja auch. Man ging in seine Vorlesung, davon abgesehen hat er sich auch relativ intensiv mit unserem Arbeitskreis beschäftigt.

War er als Gast anwesend?

Wir haben Professoren zu Vorträgen eingeladen, wobei keiner von denen Honorar bekam. Dieser Arbeitskreis war eine interessante, sehr hochgestochene Sache. Man wurde erst zur Probe aufgenommen, musste u.a. einen Vortrag halten mit Diskussion, und es kam ganz wesentlich darauf an, ob man sich artikuliert ausdrücken konnte. Es wurden schon gewisse intellektuelle Anforderungen gestellt. Mitglieder waren überwiegend Juristen, Historiker, Philosophen. Leute aus diesem Kreis haben durchaus Karrieren gemacht, Botschafter, Professoren, Diplomaten, hohe Beamte; einer war später Präsident des Umweltbundesamtes, und so weiter. Wir hatten einen sehr elitären Anspruch; wir haben das explizit gesagt: Wir wollen zukünftige Eliten bilden – gar nicht unbescheiden. Ich hatte dann durchgesetzt, dass Frauen aufgenommen wurden, angefangen mit meiner Schwester, dann kamen noch mehr Frauen hinzu.

Auf diese Weise kam ich jedenfalls zu Theodor Eschenburg. Ich kann mich noch gut erinnern, wie er mich empfing, mit der Frage (bei der Unterhaltung hatte er meistens eine Pfeife im Mundwinkel): ‚Kenn Sie die Richtlinien der Politik?‘ Dann habe ich etwas dumm geschaut und gefragt: welche? Weil ich dachte, der will wissen, ob ich die Richtlinien von Konrad Adenauer kenne – also nicht etwa den Satz aus dem Grundgesetz: ‚Der Bundeskanzler bestimmt die Richtlinien der Politik.‘ Es kam aber heraus, dass er meinte, ob ich den Begriff kenne. Dass er so etwas Elementares fragen könnte, hatte ich nicht erwartet und sagte dann, natürlich, so etwas weiß ich natürlich, wissen wir alle im Arbeitskreis, was das ist. Wir waren im Grunde eine politikwissenschaftliche Diskussionsrunde, wenn Sie so wollen. Wir haben uns in dem Arbeitskreis mit politischer Philosophie und Grundsatzfragen der Tagespolitik beschäftigt.

Dann kam heraus, Eschenburg wollte eine Antrittsvorlesung halten über den Begriff ‚Richtlinien der Politik‘. Ich sollte ihm Material dafür beschaffen, und zwar vor allem zur Begriffsgeschichte. Er hat gefragt, ob ich das denn könne als Theologe. Er war sehr misstrauisch. Da habe ich gesagt, Herr Professor, wer in Tübingen anständig Theologie studiert hat, der kann das alles, also begriffsgeschichtliche Arbeiten – kein Problem. Es war für mich auch überhaupt kein Problem. Und da hat er zu mir gesagt: ‚So, dann setzen Sie sich erst mal hin und lesen Sie Otto Hintze.‘ Das war für mich, glaube ich, ziemlich prägend. Eschenburg war im Grunde ein Enkelschüler von Hintze. Denn sein Doktorvater Fritz Hartung war der wichtigste Schüler von Otto Hintze gewesen. Obwohl Eschenburg selber meines Wissens nie bei Hintze gehört hat, jedenfalls berichtet er nirgends davon, war er von dieser Herangehensweise doch offensichtlich geprägt, die also wohl auch durch Hartung vermittelt gewesen sein muss.

Im Grunde, sage ich heute, bin ich damals historischer Institutionalist geworden. Das war ja dann eine neue Entdeckung der amerikanischen Politikwissenschaft in den 1980er Jahren... und die Amerikaner haben dann ja interessanterweise Otto Hintze entdeckt... Theda Skocpol z.B., glaube ich, hat sich dann auf Hintze berufen. Also, diese Prägung durch die Hintze-Lektüre war ein wichtiger Punkt; und dann habe ich auch viel in den Seminaren von Eschenburg gelernt. Das ist, denke ich, dann ein nächster wichtiger Punkt: die Ausgangslage für die deutsche Politikwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg ist im Grunde die Frage nach 1933, den Fehlentwicklungen, die zu 1933 führen, den Alternativen. In dieser Diskussion wurde eben von Leuten wie Sternberger, Ferdinand Hermens und dergleichen das Westminster-Modell propagiert. Ich erinnere mich an ein Seminar ‚Moderne Demokratiekritik‘, da haben wir Carl Schmitt gelesen und das ganze Zeug, das damals en vogue war, und natürlich dann auch Pareto und was weiß ich, also die Elitentheorien. Man hörte dergleichen auch bei den Soziologen; es gab hier in Tübingen den Soziologen Carl Brinkmann, der im Hauptfach Volkswirt war.

Nun hatte ich ja diese frühen Frankreichkontakte; aber dann bekam ich auch die Anfrage noch aus meinen Basler Kontakten, ob ich nicht interessiert wäre an einem französischen Regierungsstipendium nach Paris. Da habe ich mich beworben und bekam das dann.

Das war wann?

Das war 1954. Ich war seit Frühjahr 1953 bei Eschenburg und ging dann im Herbst 1954 nach Paris und war dann ein Jahr in Paris. In Paris dachte ich, jetzt suchst du dir ein anderes Dissertationsthema; mit diesem theologischen Thema konnte der Eschenburg sowieso nichts anfangen. Ich hatte dann kurz überlegt... Es gab in Frankreich eine christlich-demokratische Partei, das *Mouvement Républicain Populaire*, und ich dachte, christliche Demokratie... Du hast dich mit christlichem Sozialismus im Abitur befasst, das wär’ doch vielleicht ganz interessant; wobei ich zunächst noch von der ideengeschichtlichen Seite heranging. Aber dann entdeckte ich in Paris vor allem die eigentümliche Rolle dieser Partei im französischen Parteiensystem, und das Funktionieren des französischen Parteiensystems begann mich zu interessieren. Dann lief das im Grunde darauf hinaus, dass ich die Dinge zusammengeknüpft habe: Wie funktioniert das französische Parteiensystem, und zwar seit der Dritten Republik, und welche Rolle spielt nun in diesem Zusammenhang dieses MRP, wobei für mich nun diese ideologischen Orientierungen offenbar eine ganz wesentliche Funktion für die Struktur des Parteiensystems hatten. Also, im Grunde, glaube ich, bin ich damals mit dieser Arbeit schon auf das gekommen, was dann Jahrzehnte später mit den kognitivistischen Ansätzen in der Politikwissenschaft neu entdeckt wurde. Was zuvor die behavioristische Politikwissenschaft nicht gesehen hatte, lag aber für jemanden, der durch die Schule der Theologie gegangen war, vom Ansatz her schon damals nahe.

Also das Thema für die Dissertation hat sich erst im Laufe Ihres Aufenthaltes in Paris konkretisiert?

Ja, ja.

Hatten Sie das dann auch mit Eschenburg schon besprochen?

Ja, er ließ mir freie Hand. Bei Eschenburg sind die Leute mit den verrücktesten Themen angekommen. Also, ich konnte mir sicher sein, er nimmt das. Er nahm alles mögliche; er war ein Allesfresser, wenn Sie so wollen. Wenn er Leute interessant fand und gescheit, dann konnten sie bei ihm promovieren, egal worüber. Die Leute, die über Themen schrieben, von denen er was verstand, da waren die wenigsten Dissertationen wirklich gut; die beste war eigentlich die von Friedrich Karl Fromme über die Folgerungen des Parlamentarischen Rats aus dem Debakel der Weimarer Verfassung. Das ist eine sehr gute Arbeit, und das konnte Eschenburg auch selber sehr gut beurteilen.

Ja, die ist ja, soweit ich das im Kopf habe, auch sehr weit und breit rezipiert worden.

Sie hat immerhin auch eine zweite Auflage gekriegt, Jahrzehnte später, was natürlich auch damit zusammenhing, dass Fromme sehr bekannt war als einer der leitenden Redakteure bei der FAZ.

Ich will noch einmal kurz auf die Pariser Zeit zurückkommen. Sie haben in verschiedenen autobiografischen Essays geschrieben, dass Sie besonders viele Hochschullehrer dort geprägt hätten oder beeinflusst hätten?

Ja, es war vor allem Duverger, in dessen Seminar über Parteien ich war, wobei ich von vorneherein mit Duvergers Parteienanalyse nicht einverstanden war. Das hat mich also regelrecht herausgefordert; ich habe auch bei meiner Dissertation im Grunde versucht, so gewissermaßen eine korrigierende Position herauszuarbeiten. Das war der eine, der andere war für die Ideengeschichte René Rémond, der kürzlich gestorben ist in hohem Alter; er war ja dann zum Schluss auch Mitglied der Académie Française und Präsident der Fondation Nationale des Sciences Politiques. Die anderen, die ich erwähnt habe, die habe ich gehört. Raymond Aron kannte ich schon aus Tübingen. Aron war von Fetscher zu Vorlesungen nach Tübingen geholt worden. Und Arons historische Soziologie, das hat mich damals sehr beeindruckt. Der vierte, den ich genannt hatte, Jean-Daniel Reynaud, war auch ein bedeutender Mann (ein Schüler des Industriesozologen Georges Friedmann, der eine Arbeit geschrieben hat ‚Le Travail en miettes‘, also ‚Die zerstückelte Arbeit‘). Bei Reynaud habe ich gelernt, was Industriesozologie ist. Das war eigentlich das Wesentliche. Ich entsinne mich noch, dass wir Exkursionen gemacht haben; zum Beispiel haben wir bei Renault die Fließbandarbeit besichtigt und dergleichen. Das war damals ultramodern, das Werk in Flins [bei Paris]. Ich habe auch Vorlesungen gehört über die Geschichte des französischen Protestantismus an der Freien Protestantisch-Theologischen Fakultät, ich habe Geschichtsvorlesungen gehört und Philosophie. Französische innenpolitische Geschichte, das fand ich eben auch interessant, wobei für mich ganz kurios war: Ich ging in diese Vorlesung – ich komm’ nicht mehr auf den Namen, war ein ganz berühmter Historiker, der über die französische Innenpolitik so in den Jahren 1880-1890 las in einem Hörsaal in der Sorbonne. Es gab außer mir so gut wie niemanden im Raum, außer einer Dame, die an einer Stenografiemaschine saß. Und später wurde mir dann erklärt, ja das sei hier einfach so, diese Dame stenografiere die Vorlesung, daraus werde ein Skriptum gemacht, die Studenten würden das Skriptum kaufen und sich damit vorbereiten, sie gingen nicht in die Vorlesung. Das war für einen Deutschen, der gewohnt war, man sitzt in der Vorlesung und schreibt mit, schon etwas gewöhnungsbedürftig. Ich hab’s auch durchgehalten, glaube ich. Dann war für mich schon ganz wichtig: Erstens, ich habe sehr viel Empirie gemacht. Ich ging zuerst zu jemandem, von dem ich mitbekommen hatte, dass er ein sehr guter Kenner des französischen Parteiensystems war, das war Jacques Fauvet, damaliger Chefredakteur von Le Monde. Der hatte ein Buch über die politischen Parteien in Frankreich geschrieben; bei dem bin ich immer wieder mal gewesen; der hat mich sehr eingehend beraten und hat mir dann genau gesagt, also wenn ich jetzt eine Arbeit über das MRP schreibe, welche Bezirksverbände ich besuchen müsse, mit wem ich da reden solle; das hab’ ich dann nach den Anleitungen von Jacques Fauvet gemacht. Von dem habe ich sehr viel gelernt über französische Politik. Der war also sozusagen, neben Duverger,

mein wichtigster Dozent zu Fragen der französischen Innenpolitik. Duverger war sehr anregend, hatte aber einen starken ideologischen Bias. Fauvet war sicher der sehr viel bessere Empiriker, wenn man so will. Ich bin dann nach seinen Empfehlungen eben herumgefahren in der französischen Provinz, bekam dafür dann auch immer Geld von der Éducation Nationale, von dem Ministerium, von den Betreuern meines Stipendiums. Ich fuhr auf die Parteitage, nationaler Parteitag in Marseille, auch Parteitage in der Provinz, und ging sehr viel ins Parlament, in den Senat, um mit Abgeordneten zu sprechen, Senatoren. Ich hab' damals doch eine ganze Menge gelernt dabei. Und vor allem, das war eigentlich das wichtigste, als ich nach Paris kam, musste ich als erstes nach der Einschreibung im Institut d'Études Politiques zu einem Interview mit einer Beraterin für die Ausländer, einer Dame, die unübersehbar das Hugenottenkreuz am Revers trug. Die Sciences Po war ganz stark protestantisch bestimmt; das war eine Hochburg der protestantischen Elite (der ‚haute société protestante‘). Diese Dame hat mit mir ein Interview gemacht und dann gemeint, mein Französisch sei so schlecht, dass ich nicht als regulärer Hörer zugelassen werden könne, sondern nur als *auditeur libre*, als Gasthörer. Und das war mein Glück, denn hätten sie mich als regulären Hörer zugelassen, dann wäre ich in einen Kurs gekommen mit lauter Ausländern, Amerikanern, Deutschen und so weiter, und so, als *auditeur libre*, konnte ich hingehen wo ich wollte, hatte überhaupt keine Verpflichtungen. Ich ging dann eben zu Duverger und sagte: ‚Hier, ich bin's‘, und fragte: ‚Nehmen Sie mich?‘, und er meinte: ‚Ja, ich nehme Sie.‘ Und so kam ich eben nur noch mit Franzosen zusammen und lernte sehr gut Französisch, sodass ich später auch in der Lage war, auch auf Französisch Vorträge zu halten und dergleichen. Das hatte mir bis dahin alles gefehlt; ich konnte es zwar schriftlich, aber ich konnte es nicht mündlich.

Nach der Rückkehr aus Paris, das war also 1955, musste ich mich nun mit diesem Dissertationsthema ohne Geld durchschlagen und habe dann also alle möglichen Arbeiten gemacht, und in diesem Zusammenhang habe ich u.a. das berühmte Hegelbuch von Alexandre Kojève übersetzt [‚Hegel. Eine Vergegenwärtigung seines Denkens‘, 1958 u.ö. Originaltitel: ‚Introduction à la lecture de Hegel‘ – es handelte sich um einen Kommentar zur ‚Phänomenologie des Geistes‘)], um Geld zu verdienen. Finanziell kam im Ergebnis wahrscheinlich nicht so viel dabei heraus, aber ich habe sehr viel dabei gelernt. Ich habe in dieser Zeit auch manche anderen Übersetzerarbeiten und dergleichen gemacht.

Ist man da an Sie herangetreten oder wie lief das?

Ich war ja befreundet mit Iring Fetscher, und er wurde ständig wegen solcher Dinge angesprochen; er reichte es an mich weiter. Ich war also sozusagen Sub-Auftragsnehmer.

Ich bin eigentlich dann mit der Dissertation nur über die Runden gekommen weil ich einen guten Freund hatte, der mir plötzlich mitteilte, es sei ja kein Zustand, dass ich ständig irgendwelche Jobs machte und nicht mit der Arbeit weiterkäme; er werde jetzt den Weitergang meines Studiums finanzieren mit so und so viel DM monatlich – er war ein reicher Erbe aus einer Bielefelder Fabrikantenfamilie. Ich sollte das irgendwann zurückzahlen; er hat's dann aber nie zurück wollen. Weil ich diesen Mäzen hatte...

...das heißt Sie waren, wie Sie dann von Paris nach Tübingen zurückgekommen sind, nicht mehr angestellt bei Eschenburg?

Nein, nein; das war ja nur ein vorübergehender Job gewesen. Ich habe mich dann so langsam durchgeschlagen. Deswegen ging's auch mit der Arbeit nicht so schnell voran; und dann hatte ich mir auch viel zu viel vorgenommen. Sie wurde ja viel dicker als ich ursprünglich geplant hatte... als Sie überhaupt gesehen haben; es waren 150 Seiten mehr.

Das haben Sie mir geschrieben; das wollte Eschenburg dann auch nicht mehr haben.

Ja, dann gab's diese Geschichte mit dem SPIEGEL. Das muss gewesen sein im Wahlkampf... ich weiß jetzt nicht mehr... kann es sein: 1956? Das müsste sich irgendwo im SPIEGEL finden, in einer Zuschrift zur Berichterstattung über französischen Innenpolitik im Wahlkampf. Es war

vor dem Putsch von Algier, also... 1956 muss das schon gewesen sein... ich weiß nicht, kann das sein? Es zog sich dann wohl irgendwie hin. In jedem Fall, ich bekam damals einen Brief vom SPIEGEL. Es war ganz einfach so, ich hatte diesen Bericht über den Wahlkampf gelesen und gesagt, das ist ja alles Quatsch, die haben dieses ganze komplizierte Wahlverfahren nicht verstanden. Ich habe einen Brief geschrieben, in dem ich die ganze Geschichte im SPIEGEL-Stil rekonstruiert habe aufgrund meiner ganzen Zeitungsexzerpte. So wie in dem Artikel kann's nicht gewesen sein, sondern es muss so und so gewesen sein.

Das war im wesentlichen der Vorwurf schlechter Recherche?

Na, ich sagte, der Korrespondent in Paris hat das Wahlsystem nicht kapiert; wobei, der Korrespondent war Lothar Rühl, später ein ganz berühmter... deutscher Vertreter bei der NATO. Und dann bekam ich einen Brief von der außenpolitischen Redaktion, sie fänden das interessant, ob ich mir vorstellen könnte, bei ihnen zu arbeiten und so, und ich sollte mich doch mal zeigen. Ich bin hingefahren und wurde empfangen und dann hat mir, zum Erstaunen der Sekretärinnen, der Chefredakteur Becker eine Stunde Zeit gewidmet und sich mit mir unterhalten. Dann haben sie mir das ganze Archiv gezeigt, damals noch im alten System mit Karteikarten und so weiter. Ich hab' dann stichprobenartige Recherchen gemacht und war recht beeindruckt, was die da alles hatten. Dann verhandelte ich mit den besagten beiden Außenpolitikredakteuren, Horst Mahnke und Georg Wolff, von denen ich eben erst später erfuhr, dass die beim Reichssicherheitshauptamt (RSHA) gewesen waren und zu den SS-Leuten gehört hatten, mit denen Rudolf Augstein den Spiegel aufgebaut hat. Sie waren Schüler und enge Mitarbeiter des einflussreichen SS-Generals Franz Alfred Six gewesen, einem der Topleute des RSHA. Mahnke hat später auch für den Bundesnachrichtendienst gearbeitet. Ich bin also ganz froh, dass ich da nicht gelandet bin. Davor bewahrt hat mich vor allem ein Bekannter in Tübingen, Karl-Gustav Ströhm, der war später außenpolitischer Redakteur der ‚Welt‘, und dann auch leitend bei der ‚Jungen Freiheit‘ (er war stramm rechts). Ströhm war damals hier in Tübingen Doktorand in osteuropäischer Geschichte und hatte sich auch dem Schülerkreis von Eschenburg angeschlossen. Ströhms Vater war in der NS-Zeit in leitender Funktion beim deutschen Nachrichtenbüro (DNB) gewesen, das damals als Presseagentur ein Monopol hatte, und er wusste wohl, was so aus den Journalisten und anderen wichtigen Leuten der NS-Zeit in den Nachkriegsjahren geworden war, insbesondere, wenn sie in der Presse arbeiteten. Und Ströhm junior sagte mir dann: ‚Also passen Sie auf, da sind Sie an ein paar ganz dubiose Gestalten geraten.‘

Und dann kannte ich zweitens aus dem Kurs der Evangelischen Presseakademie in Bad Boll den früheren Chefredakteur der Deutschen Zeitung und Wirtschaftszeitung in Stuttgart, die 1964 eingegangen war, Helmut Cron, das war ein bedeutender Journalist. Mit dem hatte ich noch ganz gut Kontakt gehalten, und zu dem bin ich dann gefahren und hab' gesagt: ‚Herr Cron, was würden Sie mir raten, ich hab' das und das Angebot.‘ Darauf sagt er: ‚Um Gottes Willen, lassen Sie die Finger davon. Wenn Sie Journalist werden wollen, dürfen Sie nie beim SPIEGEL anfangen, denn Sie lernen beim SPIEGEL nicht das Handwerk.‘

Nun war's damals so, da gab's sowieso nur einen einheitlichen SPIEGEL-Stil. Cron meinte: ‚Sie lernen nie, wie man eine Reportage schreibt, nie wie man einen Kommentar schreibt, eine Glosse schreibt. Sie sind verdorben für jede andere journalistische Beschäftigung. Sie werden mit Sicherheit sehr viel verdienen, viel mehr als Sie bei anderen Zeitungen verdienen können. Aber wenn Sie wirklich Karriere machen wollen im Journalismus, lassen Sie's bleiben.‘

Dann habe ich mich dagegen entschieden. Da hatte Eschenburg schon angedeutet, dass, wenn mal in absehbarer Zeit eine Stelle frei werde bei ihm, er mich dann im Visier hätte. Das hat dann eine Weile gedauert, bis das soweit war, aber ich war ja inzwischen durch diesen Mäzen abgesichert. Es hat dann noch so ein, zwei Jahre gedauert, und ich wurde dann 1960 oder 1961 Verwalter einer Assistentenstelle, wie das hieß. Weil ich noch nicht promoviert war, konnte ich noch nicht wissenschaftlicher Assistent werden. 1962 habe ich dann promoviert und wurde dann wissenschaftlicher Assistent.

Da hatte ich dann diese Frankreich-Geschichte hinter mir. Sie haben mich ja gefragt, wieso ich dann da, nachdem ich dann das Angebot von Dahrendorf hatte, die Dissertation zu publizieren, das nicht gemacht habe. Ich hatte einfach keine Lust mehr. Ich dachte, jetzt hast du dich Jahre damit herumbeschäftigt, jetzt hast du noch mal gekürzt und so. Ich hatte inzwischen was anderes entdeckt. Es hing noch zusammen mit meinem Interesse an Parlamentarismus und dergleichen; es war diese Diskussion, die damals anfang... Ich weiß noch, ich habe in meinem ersten Jahr als Assistentenverwalter ein Seminar gemacht über die... so ungefähr ‚Institutionelle Regelung von Minderheitenkonflikten‘. Da habe ich gesagt, das müssen wir doch mal anschauen, wie geht man mit Minderheitenproblemen um. Das hatte mit meinen Jugenderfahrungen in deutsch-polnischen Grenzgebiet zu tun. Inzwischen hatte ich viel darüber gelesen. Ich habe noch in Erinnerung, dass ich, nachdem ich das alles sozusagen modelltheoretisch durchgespielt hatte, ein Klausurthema stellte zu Britisch-Indien, das 1947 geteilt worden war in Pakistan und Indien (Bangladesch gab’s noch nicht). Aber das ist auch keine perfekte Lösung, weil’s da auch überall Minderheitenprobleme gibt, und jetzt überlegen wir uns mal eine Wiedervereinigung von Pakistan und Indien – mit welchen institutionellen Instrumenten man die bewerkstelligen kann; dazu gehörten Föderalismus, Proporzsystem, und so weiter. Das hatte ich alles in diesem Seminar durchgenommen. Es war natürlich im Grunde ein völlig unrealistisches Thema, aber damals war’s vielleicht noch nicht so weit hergeholt, 1961, wie heute; da sagt man, ja, von vornherein abwegig. Aber damals war die Teilung Indiens erst 14 Jahre her. Da war ich also schon eindeutig mit dem Thema beschäftigt. Es war im Grunde, glaube ich, auf dem Hintergrund dieser deutschen Vorstellung von Parlamentarismus, dem hierzulande so hoch bewerteten Westminstermodell und so weiter. Die Franzosen haben das doch gar nicht! Und die 3. Republik hat ganz gut funktioniert, zu der Überzeugung war ich inzwischen gekommen; die 4. Republik sicher nicht so sehr. Aber die 3. Republik war an sich eine stabile Demokratie, wenn nicht da zum Schluss die Krise der 1930er gekommen wäre. Es muss also noch Alternativen geben. Und dann fing in Deutschland so allmählich die Diskussion über eine mögliche Große Koalition an (vor allem in Zusammenhang mit der Wiederwahl von Heinrich Lübke als Bundespräsident), auch wenn es noch eine Weile dauerte, bis die Große Koalition wirklich kam. In der westdeutschen Presse wurde damals vor allem Österreich als ein Schreckgespenst dargestellt, mit dem Schlagwort ‚Proporzdemokratie‘, und das habe ich dann im Titel meiner Schrift von 1967 ironisch aufgenommen.

Ja, ich kann mich erinnern, es gab eine Titelgeschichte im SPIEGEL über die Große Koalition in Österreich, ich glaube, das war 1959 [recte: 1965].

Ja, und ich dachte, in Österreich haben sie doch ähnliche Erfahrungen wie Weimar, aber haben ganz andere Folgerungen gezogen. Und dann fing ich an, das zusammenzubringen mit den Dingen, die ich über die Schweiz gelesen hatte, und dachte, da gibt’s bestimmte Analogien oder bestimmte strukturelle Affinitäten. Das will ich mir mal näher anschauen. Ich bin nach Österreich gefahren, in die Schweiz gefahren, habe da wieder Leute befragt...

...Politiker?

Zunächst einmal vor allem Wissenschaftler; für Österreich war es so: Ich habe mich zuerst hier in Deutschland mit einem Kollegen unterhalten, von dem ich wusste, dass er gut Bescheid wusste, das war Hans Mommsen. Eschenburg war Mitgutachter seiner Dissertation gewesen über die Nationalitätenpolitik der österreichischen Sozialdemokratie. Das ist ein Thema, das schon einiges damit zu tun hat. Ich kannte die Arbeit. Hans Mommsen hat mir dann gesagt: ‚Wissen Sie, was die jetzt machen, das haben sie schon in der Monarchie gemacht.‘

Interviews habe ich damals noch keine gemacht mit Politikern, in Wien noch nicht, glaube ich. Ich bin dann mal nach Wien gefahren und hab’ die Leute im Ford-Institut (das spätere Institut für Höhere Studien) besucht. Sicher, ich hab’ schon den einen oder anderen Politiker getroffen, glaube ich. Aber systematische Interviews habe ich erst während eines viermonatigen Forschungsaufenthalts 1967 gemacht. In der Schweiz war es anders, da habe ich Erich Gruner,

dessen Sachen ich gelesen hatte, aufgesucht, und er hat mir dann wiederum gesagt: ‚Ja, wissen Sie, Sie müssen verstehen, das hat so seine Vorgeschichte. Wir praktizieren das hier in der Schweiz schon seit hundert Jahren.‘ Und da habe ich mir gedacht, das ist doch die analytische Perspektive, die du bei Theodor Eschenburg auch gelernt hast, historischer Institutionalismus. In Bern saß ich dann viel in der Landesbibliothek (Nationalbibliothek). Ich bin dann auch, ich weiß nicht mehr durch wen, in Kontakt mit Politikern gekommen. Ich hab’ dann zum Beispiel mit dem Landammann von Appenzell-Außerrhoden zu Abend gegessen im Restaurant De la Casa am Bundesplatz, (wobei das Restaurant der Familie von Lisa de la Casa gehörte, deshalb habe ich mir auch so gut gemerkt, wie das Restaurant hieß. Man sagte mir, dass die berühmte Sopranistin eine Miteigentümerin sei.) Und der Landammann hat mir dann sehr ausführlich und farbig dargestellt, wie die Demokratie in Appenzell funktioniert.

Jetzt kommt ein wichtiger Punkt. 1960, noch bevor ich meine Promotion hinter mir hatte, hatte ich mich beworben für einen Kursus am Salzburg Seminar in American Studies. Das ist eine Einrichtung, die es heute noch gibt, nur viel großkotziger, im Schloss Leopoldskron, eine amerikanische Stiftung, ganz stark von Leuten aus Harvard getragen, deren Idee es war, jungen Leuten aus europäischen Eliten amerikanische Probleme wissenschaftlich nahezubringen. Die hatten immer so Vierwochenkurse, also über Economy und so weiter. Da gab’s einen Kurs über Politics in America. Dafür habe ich mich angemeldet und erschien wohl als wissenschaftlicher Assistent hinreichend interessant. Es kamen also zu diesem Seminar junge Leute aus ganz Europa, meistens jüngere Ministerialbeamte oder Universitätsleute, Assistenten und Dozenten und dergleichen. Die Amerikaner hatten es auch zum ersten Mal unternommen, eine größere Anzahl von Frauen hinzuzuziehen, weil sie fanden, das ginge jetzt nicht so weiter. Dann wurde die Sache sehr munter. Das hatten sie bis dahin noch nicht erlebt; bis dahin hatten sie rein männliche Veranstaltungen. Und jetzt wurde das ganze sehr viel... da fingen die Männer an zu balzen und dergleichen, Sie werden sich das vorstellen können. Die Amerikaner waren etwas von den Socken, weil sie auf einmal erlebten, dass diese Europäer sich in größerer weiblicher Gesellschaft viel lockerer gaben, als sie das bis dahin gewöhnt waren. Bei dieser Sache bin ich eigentlich zum ersten Mal richtig in Kontakt gekommen mit der amerikanischen Politikwissenschaft. Die hatten einen Professor aus Cornell, den Politikwissenschaftler Andrew Hacker, dann war da ein Verwaltungswissenschaftler... In jedem Fall mussten wir arbeiten in dem Stil, in dem sie in amerikanischen Graduate Schools arbeiten, also von Woche zu Woche riesenhafte Literaturmengen lesen und referieren. Damit bin ich sehr gut zurande gekommen. Ich bekam dann zum Schluss von Hacker eine Einladung als Hilfsassistent nach Cornell; aber ich musste die ablehnen, weil ich ja erst seit kurzem die Tübinger Assistentenstelle hatte. Das hat mir so den Zugang zum Arbeitsstil der amerikanischen Politikwissenschaft eröffnet. Das war glaube ich ganz wichtig, diese Salzburg School 1960.

Wenn Sie den Arbeitsstil der amerikanischen Politikwissenschaft kurz vergleichen würden – Sie kannten ja zu dem Zeitpunkt zumindest schon den Tübinger Ihres Lehrers Eschenburg und den französischen –, wo sehen Sie im Rückblick da die größten Unterschiede?

Naja, inhaltlich waren die Unterschiede nicht gigantisch. Also es war eine sehr pointierte Theorieorientierung, wie Sie es an großen amerikanischen Graduate Schools finden; meine ältere Tochter hat das aus Berkeley mitgebracht. Das ist ja eine ausgeprägte Theorielastigkeit, so wie Dissertationen aufgezogen werden. Sie müssen Theorien testen und dergleichen. Wie das vor sich geht, davon habe ich damals in Salzburg eine richtige Ahnung bekommen. Und dann die Intensität, mit der man Literatur verarbeiten muss, wobei meine Kollegen in unserem Kurs immer baff waren, wie schnell ich heraus hatte, was in einem Buch steht. Da habe ich gesagt: ‚Liebe Leute, das müsst Ihr so machen: Ich gehe, wenn ich bis zur nächsten Woche das und das zu referieren habe, zunächst mal in die Bibliothek und schau’ mal nach den Rezensionen in der American Political Science Review und so weiter. Dann weiß ich zunächst mal, was drin steht, und dann geht’s viel schneller.‘ Da waren die ganz baff. Die meisten Leute dort haben wirklich akademische Karriere gemacht, ein Holländer, der wurde einer der berühmtesten Professoren

an dem Institut, an dem meine ältere Tochter jetzt arbeitet [in Den Haag], ein anderer, ein Schwede, hat auch in seinem Land Karriere gemacht.

Das hat mir also, obwohl's nur vier Wochen waren, sehr viel gebracht, weil's mir erlaubt hat, mich in diesen amerikanischen Stil hereinzufinden und dann auch sehr viel schneller zur amerikanischen Literatur zu finden. Das, was Manfred Schmidt ja gelegentlich erwähnt hat – er hat sich ja über mich auch ausgelassen in seiner Aufnahme­rede in die Heidelberger Akademie; da hat er etwas darüber gesagt, was er bei mir gelernt habe.

Ich hab' dann angefangen, mich sehr intensiv mit der amerikanischen Politikwissenschaft zu beschäftigen, also die *behavioral revolution* und dergleichen. Dieser Kursus in Salzburg war die Initialzündung. Ich hab' wirklich eine Einführung in die amerikanische Politikwissenschaft jener Zeit bekommen. Unter unseren Kursteilnehmern waren auch solche, die da schon ganz gut zuhause waren. Ich entsinne mich eines Italieners, der selber sozusagen ein behavioristisches Buch über die italienische Verwaltung geschrieben hatte, Salvatore Cimmino aus Bologna (ein Schüler von Herbert Simon).

Wilhelm Hennis hat mir diese behavioralistische Komponente später übelgenommen. Ich hab' dann, das muss so 1965 gewesen sein, in der Sektion Innenpolitik der DVPW meine erste Fassung der ‚Proporzdemokratie‘, die leitenden Ideen, vorgetragen und hatte dann dieses Eingehen auf die Political-Culture-Diskussion. Und das hat Hennis enorm gestört; das war ihm zu modisch und dergleichen.

War das, wenn ich kurz unterbrechen darf, die Schrift ‚Amicabilis Compositio‘?

Ja, eine Vorform davon. Ich hab' sie noch irgendwo. Ich muss mal schauen; oder sonst schick' ich Sie Ihnen, wenn's zu knapp wird...

Bei der DVPW-Sitzung gab es jedenfalls einen wüsten Streit zum Schluss, nicht nur über mich, sondern die verschiedenen Kollegen schlugen sich gleich auch die Qualität ihrer Habilitationsschriften um die Ohren. Also der Wildenmann aus Mannheim und der Sontheimer gerieten sich dann in Haare; das waren die Exponenten. Der Sontheimer fand das ganz schrecklich, was ich mache, und der Wildenmann fand's ganz prima. Und dann sagte der Wildenmann alles Schlechte, was man über Sontheimers Habilitationsschrift sagen konnte – das war diese über ‚Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik‘, die auch in der Tat problematisch ist –, und dann fielen die anderen über Wildenmanns Habilitationsschrift her; von mir war gar nicht mehr die Rede!

Da war ich dann schon so auf diesem Political-Culture-Trip...

War das, wenn ich kurz nachfragen darf, auch die selbe Sitzung, auf der auch Sternberger so von Hennis verrissen wurde?

Nein, nein, was Sie meinen, war ein Kongress der Vereinigung in Heidelberg im Kurpfälzischen Museum (das Protokoll einschließlich der Attacke von Hennis auf Sternberger wurde damals übrigens auch in der PVS veröffentlicht). Dagegen waren die Sektionen der DVPW Veranstaltungen für den Nachwuchs. Da sind die etablierten Professoren nie gewesen. Sontheimer und Wildenmann waren gerade erst habilitiert. Also, Ältere waren nicht dabei.

Mich hat dann auch zunehmend interessiert was nun dran sei an der empirischen quantitativen Wendung in der amerikanischen Politikwissenschaft. Das kam mir alles im Prinzip hochplausibel vor, zumal ich schon in meiner Dissertation mit mindestens einfachen Korrelationen und dergleichen gearbeitet hatte. Und ich weiß noch, ich habe in meinem Exemplar eine handschriftliche Anmerkung von Dahrendorf, wo er nach der Signifikanz einer Korrelation fragt, aus der man entnehmen kann, dass er die ganze statistische Fragestellung nicht verstanden hatte. (Dahrendorf hatte im Grunde von quantitativ gestützter Empirie keine Ahnung; das ließ er von seinem Assistenten machen.)

Ich hab' gedacht, da muss ich mich etwas intensiver einarbeiten. Nicht, weil ich mich berufen fühlte, so zu arbeiten, ich hab' sowieso andere Stärken, aber das muss ich können. Deshalb bin ich nach meiner Berufung nach Tübingen 1973 oder 1974 mit meinem frischgebackenen Assis-

tenten Manfred Schmidt nach Mannheim zu einem Kursus des ZUMA gefahren, wo wir Einführung in die Datenanalyse bekommen haben, von Weede und anderen. Wir haben damals noch einem großen Computer mit Lochkarten gearbeitet.

Wann war das? Schmidt kam zu Ihnen nach Tübingen als Assistent 1973?

Ja, ja, 1973. Der Kursus muss 1974 gewesen sein. Es machte jedenfalls eine gewisse Sensation, dass da auf einmal ein Ordinarius zu so einem Kurs erschien und sich mit den Assistenten und Doktoranden an den Computer setzte. Aber ich dachte, damit musst du dich vertraut machen. Wenn ich früher da so herumexperimentiert hatte, wurde mir gelegentlich unter die Nase gehalten: ‚Das hast du nicht richtig verstanden.‘ Und ich dachte, das geht nicht. Selbst wenn ich nicht vorhabe, konkret damit zu arbeiten, dachte ich, du musst die ganze Logik dahinter verstehen.

Inzwischen hat das alles ein Raffinement erreicht, wo ich nicht mehr mitkomme; aber das ist dann mein Fehler. Das ist dann für mich eine Kosten-Nutzen-Analyse: Was bringt es für meine Fragestellung? Denn ich glaube nach wie vor – davon bin ich nie abgekommen –, dass es qualitative Problemstellungen gibt, die sich relativ schwer mit quantitativen Ansätzen angehen lassen.

Ich hatte ja auch die Frage gestellt über den Trend seit den 1990er Jahren, der eigentlich weggeht von dem, was Sie praktiziert haben in der politikwissenschaftlichen Forschung und stärker hingeht zu quantitativer Forschung.

Das seh’ ich eigentlich so nicht, es geht weiterhin beides nebeneinander. Gerade in der neo-institutionalistischen Komparatistik spielt die Datenanalyse eine eher begrenzte Rolle.

Ich wollte eine Sache noch erwähnen: Ich muss noch mal auf Heidelberg zurückkommen. Für mich sind die Heidelberger Jahre in einer Hinsicht überaus wichtig geworden. Am Anfang meiner Heidelberger Zeit bin ich zwar in der Auseinandersetzung mit den Neomarxisten nicht aus den Latschen gekippt (anders als manche Kollegen); ich war ja mit bestimmten Aspekten der marxistischen Philosophie vertraut, aber überhaupt nicht mit marxistischer Politischer Wirtschaftslehre. Und ich wurde nun in diesen Heidelberger Diskussionen darauf gestoßen. Vorher schon war mir aufgefallen, welche Rolle in konkordanzdemokratischen Strukturen die Kooperationen der großen Sozialpartnerverbände spielte. Aber auf die ganze Korporatismusgeschichte bin ich in dieser Heidelberger Zeit gekommen, und zwar direkt als Folge der Konfrontation mit dem damaligen Neomarxismus der Zeit. Ich las dann so empirische Sachen, die da gemacht wurden, etwa im Institut für Sozialforschung in Frankfurt. Da bin ich dann auf diese frühen Korporatismusgeschichten gekommen. Das wollte ich bloß noch anbringen, weil da sozusagen die genetischen Zusammenhänge sind. Für mich war insofern die Heidelberger Zeit, obwohl ich da nicht viel publiziert habe, nicht verloren, weil ich mit Fragestellungen konfrontiert wurde, die bis dahin in der deutschen Politikwissenschaft unter den Tisch gefallen waren. 1974 habe ich dieses Paper in Jerusalem vorgelegt; das geht im Prinzip noch auf meine Heidelberger Zeit (vor 1973) zurück.

War das auch ein expliziter Versuch, sozusagen eine theoretisch bessere Antwort zu finden auf Fragen, die von marxistisch angeleiteter Politischer Ökonomie aufgeworfen wurden?

Ja, sicher. Also, die Korporatismustheorie hat in meiner Sicht das ideologische Schisma in der Politikwissenschaft zu überbrücken geholfen, und zwar deshalb, weil sowohl Konservative als auch, sagen wir, Liberale oder Empiristen als auch Neomarxisten alle dasselbe empirische Problem interessant fanden – und wie interpretiert man das jetzt? Ich glaube, mein Erfolg hatte damit zu tun, dass ich so gewissermaßen allen irgendwo einen Brocken hingeschmissen hatte. Schmitter hatte da auch einen Riecher. Wir haben dann, Philippe Schmitter und ich, zusammen einen Workshop beim ECPR gemacht, wo sich Leute aus diesen verschiedenen Lagern fanden. Es gab hochinteressante Diskussionen; wir haben das kontrovers diskutiert, aber wir hatten auf einmal wieder gemeinsame Themen. Diese Entdeckung einer empirisch fundierten Staatstheo-

rie, wenn Sie so wollen, das hat sehr viel mit der Korporatismusdiskussion zu tun gehabt. Ich bin in der Tat der Meinung, dass wir, Schmitter, ich und andere, diese verschiedenen Lager ins Gespräch gebracht haben. Man hat gemerkt, dass man nicht in völlig verschiedenen wissenschaftlichen Welten lebt, sondern dass, wenn man sich die Frage stellt, wie ist das Verhältnis von Staat und Ökonomie und gesellschaftlichen Kräften zu sehen ist, wir Konvergenzpunkte hatten. Das hat sich auch auf weiteren Konferenzen, die wir anschließend hatten, durchwegs so gehalten. Die Leute, die in der Korporatismustheorie gearbeitet haben, kamen ja zum Teil aus dem neomarxistischen Lager; nehmen Sie nur jemanden wie Wolfgang Streeck, der ursprünglich linker Juso gewesen war und sich dann am Institut für Sozialforschung Frankfurt in einem Gewerkschaftsprojekt mit den Neomarxisten schließlich überworfen hat. Später haben sie sich wieder partiell angenähert... Aber das ist, glaube ich, für die Wissenschaftsentwicklung recht wichtig gewesen.

Ich möchte noch mal zurück auf die 1960er Jahre zu sprechen kommen. Sie haben Ihre Proportdemokratie-Schrift vorgestellt und dann auch 1967 als Monografie veröffentlichen lassen. Wie war da das Echo? War es leicht, einen Verlag zu finden?

Ja, das war relativ leicht. Ich bin hier in Tübingen zu Siebeck gegangen, zum Verleger, mit einer Empfehlung von Eschenburg. Und da hab' ich gesagt: ‚Ich hab' das und das, können Sie das machen?‘ Und da hat er gesagt: ‚Prima, machen wir.‘ Also, das war relativ einfach. Das war ja im Grund eine Reihe von schmalen Heften (‚Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart‘), die inzwischen leider eingegangen ist, in der große Aufsätze als Monografien veröffentlicht wurden. Es war kein enormes verlegerisches Risiko dabei. Vermutlich hat sich Siebeck bei anderen noch erkundigt.

Das erste Manuskript, ‚Amicabilis Compositio‘, hatte ich an die Assistenten im Wiener Ford-Institut [später: Institut für Höhere Studien] geschickt, an Peter Gerlich und Helmut Kramer und vielleicht auch andere. Die gaben das weiter an einen amerikanischen Gastprofessor, der damals da war; der wiederum war bekannt mit Bob [Robert] Dahl, und Bob Dahl gab das weiter an Stein Rokkan. Und Rokkan gab's dann an Hans Daalder (Leiden) weiter, er sollte mich doch einladen zu dem von ihm geleiteten Panel der IPSA auf dem Weltkongress in Brüssel (1967), bei dem auch Lijphart war, den ich bis dahin nicht kannte. Lijphart war in Amerika gewesen; er hatte in Yale studiert und war seit 1963 Assistant Professor in Berkeley.

Wir haben uns später mal getroffen, Lijphart und seine damalige Frau und meine Frau und ich, im Hause von Jürg Steiner in Bern, der uns eingeladen hatte. Da haben wir abends gesessen und uns erzählt, wie das damals vor dem Brüsseler Kongress war und wie ich zu meiner Frau sagte: ‚Also, um Gottes Willen, da ist jemand, der hat dasselbe Thema wie ich und da kommt dasselbe raus wie bei mir.‘ Und die Frau Lijphart erinnerte sich, dass es bei ihnen genauso war.

Also war da schon ein leichtes Entsetzen, dass da jemand im Grunde genommen eine ganz ähnliche Arbeit vorgelegt hatte?

Ja, wobei ich auch das Gefühl hatte, na, ich mach's aber trotzdem ein bisschen anders. In gewissem Sinne hab' ich mir von Lijphart die Show stehlen lassen, weil ich die Aufforderung, jetzt eine englische Fassung für die APSR zu schreiben, so vor mich hingeschlampt habe. Und der Lijphart war nun mit dem amerikanischen Markt vertraut, ich überhaupt nicht. Er ist da groß rausgekommen, wobei allerdings noch hinzu kam, dass er das gleich in eine allgemeine Theorie umsetzte und dann einen immer höheren Generalisierungsgrad erreichte, während ich doch stärker bei dieser historisch-institutionalistischen Verankerung blieb. Lijpharts ‚consociationalism‘ ging durch die internationale Diskussion. Aber diejenigen, die sagten, da gibt's noch den Lehmbruch, und der hat das und das, das war eigentlich immer eine kleine Minderheit. Mich hat's nur in Grenzen gestört, weil ich dachte, die Leute, auf die's ankommt, die kennen ja auch meine Arbeiten, auch wenn's kleine Sachen sind. Im Grunde genommen hat sich bei mir dann relativ rasch diese Korporatismusgeschichte angeschlossen.

Noch eine kurze Nachfrage. Ich habe – ich weiß nicht mehr an welcher Stelle – gelesen, dass es noch einen dritten gegeben haben soll, der, ich glaube schon 1966, mit einer Arbeit über Norwegen zu ganz ähnlichen Schlüssen gekommen sein soll. Ich hab' die Arbeit, muss ich gestehen, nicht nachgeschlagen. Das soll Harry Eckstein gewesen sein.

Ach, Eckstein, nein, das ist etwas völlig anderes. Der ist Amerikaner, der ein Buch über über Autoritätsstrukturen in Demokratien (am Beispiel Norwegens) geschrieben hat; das hat nicht viel mit dem zu tun; mich hat das Buch übrigens damals nicht besonders überzeugt.

Es gab später einen Norweger namens Robert Kvavik, der 1976 über Interessengruppen in der norwegischen Politik geschrieben hatte. Da gab's einen Prioritätsstreit, ob Schmitter bei Kvavik abgeschrieben hätte und dergleichen. Aber von den Erscheinungsdaten her war das ein absurder Vorwurf.

Kurz noch die Frage: Nachdem sowohl auf Lijpharts als auch Ihrer Seite der erste Schock verwunden war, dass der jeweils andere...

Naja, Schock ist zuviel gesagt. Nein, für mich war's eher eine Bestätigung. Ich hatte zuvor die Befürchtung, mit einem absurden Randthema aufzuwarten. Ich vermute, dass es bei Lijphart nicht anders war. Wir haben uns nicht als Konkurrenten empfunden, im Gegenteil. Ich wurde gefragt – das muss dann von Daalder ausgegangen sein –, ob ich nicht mit Lijphart zusammen für ein Jahr nach Wassenaar (bei Den Haag) an das Netherlands' Institute für Advanced Studies (NIAS) wollte. Ich konnte bloß von Heidelberg nicht weg. Ich glaube nicht, dass wir uns jemals als Konkurrenten gesehen hätten; sowenig wie Schmitter und ich uns als Konkurrenten gesehen haben.

Um auf Ihre Habilitation zu sprechen zu kommen: Die machte sich dann fest an dieser Proportzdemokratieschrift?

Ja, ja, und dann sagte ich, ich habe noch ein paar Sachen zu diesem Thema gemacht. Irgendwie ging das ein bisschen langsam voran. Ich hatte an sich vor, das zu einer größeren Geschichte auszubauen, und dann hat Eschenburg wohl ein bisschen gedrängt und gesagt, naja, das ist jetzt so eine innovative Geschichte, das müssten wir doch durchkriegen können in der Fakultät. Die Tübinger Fakultät war sowieso in mancher Hinsicht unorthodox; ich weiß, dass es mal eine Diskussion gegeben hatte in jenen Jahren in der Philosophischen Fakultät als ein Historiker seine Habilitationsschrift sozusagen im Handwagen zur Uni brachte. Es waren, glaube ich, 1.400 Seiten. Und als es in der Fakultät darüber eine Diskussion gab, habe Wolfgang Schade-waldt, der berühmte Gräzist, gesagt, also, seine Habilitationsschrift aus den 1930er Jahren habe 40 Seiten gehabt, und man könne sie immer noch lesen.

Tübingen hat zudem auch Hausberufungen gemacht; also Leute, die sich hier habilitierten, wurden dann hier berufen. Der berühmteste Fall ist Walter Jens, der ist ein Tübinger Eigengewächs gewesen.

Das wurde nicht als ehrenrührig angesehen?

In Tübingen nicht. Das war eine Tübinger Sondertradition. Es wurde dann gelegentlich, wenn sich Leute drauf versteiften, abgeblockt. Waldemar Besson z.B., der Rothfels-Schüler, der nun hoffte, er würde Nachfolger, der wurde abgeblockt. Anders lief es bei Jens, der war originell, oder auch Hermann Bausinger, der Volkskundler, auch 'ne Tübinger Hausberufung, war auch originell. Also, originelle Leute behielten sie gerne da.

Und das war dann kein großes Problem, dass Eschenburg bei der Fakultät versucht hat, Ihre Habilitation durchzusetzen auf Grundlage von, sagen wir einmal, der schmalen Schrift plus einigen weiteren Aufsätzen?

Das kann ich im Einzelnen nicht sagen, wie das war. Der Zweitgutachter hat mir nie sein Gutachten gegeben; das war der Zeithistoriker Gerhard Schulz...

Nicht Beyme?

Nein, nein, Beyme war nicht dabei.

Weil Beyme mir geschrieben hat – deshalb hat er eigentlich auch das Zweitgutachten für meine Magisterarbeit angenommen –, er hätte Sie damals habilitiert?

Er war in der Kommission.

Ach so. Aber er war nicht Gutachter?

Nein, nein, ich glaube nicht, dass er der Zweitgutachter war. Es gab in Tübingen immer zwei Hauptgutachter und drei Nebengutachter. Die Hauptgutachter waren Eschenburg und Gerhard Schulz; die Nebengutachter waren der Altorientalist Röllig, der Musikwissenschaftler Gerstenberg und der dritte dann wohl auch Beyme.

Ich kann ja bei Beyme noch mal nachfragen. Um herauszufinden, was als Habilitationsleistungen konkret angenommen wurde, müsste man wahrscheinlich ins Universitätsarchiv gehen.

Es gab' jedenfalls fünf Gutachten, zwei Hauptgutachten und drei Nebengutachten. Ich hab' noch Kontakt mit Röllig, den seh' ich oft, aber er weiß wahrscheinlich auch nicht mehr, wer der fünfte war... oder kann es Bausinger gewesen sein...? Ich bin nicht sicher.

Es war die erste kumulative Habilitation in Tübingen, und der leitende Gesichtspunkt war, glaube ich, das ist ein völlig neuer theoretischer Ansatz. Ich bin auch immer der Meinung gewesen, eine kumulative Habilitation ist dann gerechtfertigt, wenn etwas Originelles dabei ist. Dass man einfach Sachen zusammenbringt, sozusagen Fleißarbeiten, das langt für sich nicht. Ich habe ja in Konstanz einmal eine kumulative Habilitation verhindert. Das ging bis zum Bundesverwaltungsgericht. Zu unserer Fakultät gehörte damals auch die Informationswissenschaft, und es war so eine Art Betriebsinformatik-Arbeit von einem Assistenten, der in einer Grauen Reihe, die der Lehrstuhl herausgab, alles mögliche zur Betriebsinformatik gemacht hatte, also Betriebswirtschaft und Management. Ich kannte mich inzwischen hinreichend durch meine Konstanzer Tätigkeit in Management-Theorie und dergleichen aus; deshalb war es für mich kein Problem, zu sehen, dass das alles eher dünn war. Ich habe dann die Kollegen dazu animiert, dass sie mich zum Gutachter machten. Und dann habe ich ein Negativgutachten gemacht. Ich habe gesagt, ich bin zwar nicht Informationswissenschaftler und auch nicht Betriebswirt, aber ich mache mein Gutachten zu der Grundsatzfrage, was man in unserer Fakultät von einer kumulativen Habilitation erwarten muss – und ich tue das, obwohl ich selber kumulativ habilitiert bin. Und dann habe ich gesagt, ich bin der Meinung, man muss das und das und das leisten, und diese Sache entspricht nicht den Anforderungen. Der Mann hat dann gegen die Ablehnung durch die Fakultät geklagt, hat im Verwaltungsgericht in beiden Instanzen verloren, wobei das Verwaltungsgericht gesagt hat: formal hätte der Herr Lehmsbruch nicht gutachten dürfen, weil er nicht vom Fach ist. Aber die Argumente seien richtig. Und der ist dann sogar mit seiner Beschwerde beim Bundesverwaltungsgericht gescheitert, womit eine wichtige Rechtsfrage auch entschieden war.

Konstanz war immer sehr restriktiv bei kumulativen Habilitationen, jedenfalls in der Sozialwissenschaft. Ich habe eigentlich in Konstanz keine kumulative Habilitation erlebt, die nicht diesen Kriterien, die ich damals formuliert hatte, entsprochen hätte. Das ist anderwärts anders gewesen, das geb' ich zu. Da ist die kumulative Habilitation einfach in Verruf geraten. Aber sie wurde Mitte der 1960er Jahre propagiert, weil man es eben satt war, dass da Leute diese 1.500 Seiten anschleppen. Die Professoren wollten das Zeug auch gar nicht mehr lesen; die kumulative Habilitation galt also als eine progressive Alternative. Und dann ist Eschenburg hergegangen und hat gesagt: ‚Jetzt probieren wir's doch mal aus.‘ So ungefähr. Es war also eine Art Präzedenz, um das mal zu etablieren. Es gab dann später auch hier in Tübingen kumulative Habilitationen, von denen ich sage würde, die waren eher dünn. Und zwar gab's zuviel von diesen eher dünnen, sodass es einen *backlash* gab und man sagte, nein, jetzt wollen wir wieder das dicke Buch haben. Inzwischen hat's sich so eingependelt in der Sozialwissenschaft auf dem

mittleren Weg. In den Naturwissenschaften hat sich's ohnehin ganz anders entwickelt. Da entspricht die kumulative Habilitation viel eher deren Arbeitsstil; die schreiben keine Monografien.

Ich will ganz kurz noch auf das Einführungsbuch, das Sie mit Naschold und Seibt verfasst haben und das 1967 in erster Auflage erschien, zu sprechen kommen. Sie haben mir ja schon gesagt, wie die Entstehungsgeschichte war.

Der ‚Wegweiser zum Studium der Politikwissenschaft in Tübingen‘ kam hier in Tübingen sehr gut an. Den hab' ich schon mit Seibt gemacht; das war noch ein ziemlich dünnes Heftchen. Dann habe ich mir überlegt, dass man da was Größeres draus machen sollte. Ich glaube, es war dann Iring Fetscher... wir hatten ja mit der Kojève-Übersetzung schon eine Sache bei Kohlhammer gemacht... und er hat damals die Lektorin angerufen und mir dann gesagt: ‚Setz' dich mal mit der Frau Soundso in Verbindung...‘

Kamen die Anregungen für das Buch aus dem Lehrbetrieb?

Ja, das haben Seibt und ich uns gesagt (wir haben den Betrieb hier so etwas gemanagt, weil Eschenburg ja drüberschwebte): ‚Da müssen wir jetzt mal ein bisschen Struktur reinbringen und den Studenten was an die Hand geben.‘ Wobei ich sehr viel profitiert hatte im Theologiestudium von vergleichbaren Einführungen ins theologische Studium, und die hatte ich im Hinterkopf dabei... gerade so dieser Typ *bibliographie raisonnée*. Und weil das eben bei den Studenten sehr gut ankam, haben wir gedacht, da ist offensichtlich ein Bedarf. Dann muss das aber systematischer, gründlicher gemacht werden; dann müssen wir vor allem die Methodologie viel stärker reinbringen. Und da der Frieder Naschold gerade aus Yale zurückgekommen war – der hatte ein Jahr in Yale studiert –, habe ich gesagt, ‚Hören Sie (damals waren wir noch per Sie, da hatte ich seine Schwester noch nicht kennen gelernt), würden Sie da nicht mitmachen und bestimmte methodologische Aspekte machen?‘ (Weil er jetzt in der Wissenschaftstheorie gut zuhause war.) Also, so ist das zustande gekommen.

Und dann bin ich eben später mit diesem ‚Parteienwettbewerb‘ auch direkt zu Kohlhammer gegangen und habe mich dann hinterher fürchterlich geärgert, dass die das Buch in so eine Taschenbuchreihe gestellt haben. Ich wollte das eigentlich als Monografie haben. Aber die brauchten grade was für ihre Taschenbuchreihe, und deswegen ist es kaum rezensiert worden. Man darf, wenn man Rezensionen haben will, nicht Taschenbücher schreiben! Das wird nicht rezensiert. Das findet keine Beachtung.

Also Ihrer Ansicht nach lag es am Verlag, dass das Buch nicht unmittelbar größere Resonanz erfahren hat?

Ja, ja, es lag am Verlag. Wenn man das anders vermarktet hätte, wär' das auch ganz anders gelaufen. Später, als ich dann mit der 2. Auflage beim Westdeutschen Verlag war, da hat das dann der Lektor, der jetzt noch da ist, dann sehr gut editiert.

Ich habe dann 2003 diesen Sammelband ‚Verhandlungsdemokratie‘ dort erscheinen lassen. Wir hatten uns über Folgebände geeinigt. Dieser Sammelband ist kaum gekauft worden, der Absatz war minimal. Ich vermute, was man brauchte, hat man einfach rauskopiert. Und dann hatte ich eigentlich keine Lust mehr. Ich hab' mir gesagt, was soll ich mir jetzt Arbeit mit dem Rest machen... Ich fragte mich: Bringt der Verlag es, weil er sagt, den Lehmbruch bringen wir immer? Hat das wirklich noch eine Nachfrage? Da war ich mir nicht so sicher, und da war ich verunsichert, und dann war ich inzwischen an meiner Autobiografie dran.

Verstehe. Die Folgebände waren vom Verlag ja schon angekündigt...

Ja, ja, ich weiß, es steht sogar schon in Bibliothekskatalogen.

Ja, es ist interessant, dass die das zumindest teilweise aufnehmen, noch bevor sie's greifbar haben. Aber es ist sozusagen von Ihrer Seite abgebrochen worden?

An sich ist der zweite Band praktisch fertig, mitsamt Vorwort. Aber ich hatte die Lust verloren; das war ein Motivationsproblem. Mittlerweile sind so viele Jahre vergangen... fünf Jahre vergangen...

Über Manfred Schmidt und seine Assistentenkarriere bei Ihnen haben wir schon gesprochen. Vielleicht können Sie noch kurz erläutern, wie Sie auf Schmidt aufmerksam geworden sind?

Naja, der war bei mir im Seminar... Ich nehme an... wollen wir vorsichtig sein... In diesem Heidelberger Laden damals war ich der einzige von den Dozenten, der für ihn interessant war. Da gab's halt den Sternberger, und Arndt, und Arndt war sowieso für die Leute von der Institutsgruppe, zu der Schmidt gehörte, nicht mehr satisfaktionsfähig. Ich war gesprächsbereit. Das war sicher eines. Ich habe mich immer auch den Leuten von der Linken gestellt. Ich habe ja Seminare gemacht, die waren abenteuerlich, da im Haus Riesen. Mit 80 Teilnehmern oder mehr, wo die beiden Fraktionen – die Heidelberger SDS hatte sich ja gespalten: die eine Fraktion war die orthodox-kommunistische, auf der anderen Seite waren die Quasi-Maoisten, Kommunistischer Bund Westdeutschlands und so weiter – sich homerische Redeschlachten geliefert haben. Ich habe ein Seminar über die SPD und Sozialdemokratie gemacht, auch historisch und so weiter, und da haben die da dann die verschiedenen Interpretationen gegeneinander gestellt. Da dachte ich, das ist eigentlich ganz produktiv. Die haben sich homerische Redeschlachten geliefert. Ich war sozusagen der Schiedsrichter. Das Dumme war, dass die DKPisten für uns hochschulpolitisch viel sympathischer waren, weil, wenn man mit denen einen Deal schloss, konnte man sich drauf verlassen, dass es klappt. Sie waren auch im Grunde genommen handzahn. Und das andere waren die wilden Leute, aber die waren halt viel intelligenter. Ich war dann meistens der Schiedsrichter, der sagte, ja, ihr habt intelligenter argumentiert. So ungefähr lief das. Es entsprach nicht ganz dem, was wir früher von einem Seminar erwartet hätten. Aber ich konnte doch immer das Gefühl haben, es war gerechtfertigt, das so zu machen, denn es war eine intellektuell durchaus fundierte Auseinandersetzung. Für mich war es auch wichtig, dass da im Laden weiterhin ein Gesprächsklima bestand. Mir lag daran, ich meinte, es muss doch möglich sein, dass man miteinander Diskussionen führt. Und ich denke, das ist, so lange ich da war, gegangen.

Da habe ich eben Vorlesungen gehalten, von denen ich annehme, dass Manfred Schmidt und andere sie interessant gefunden haben.

Hat Manfred Schmidt dann auch bei Ihnen die Staatsexamen-Zulassungsarbeit geschrieben?

Ja, die hat... was war das eigentlich? Oder hat er die in Englisch geschrieben? Ich weiß es gar nicht mehr so ganz sicher.

Ich müsste ihn noch mal fragen.

Jedenfalls war für mich völlig klar, als ich nach Tübingen ging, ich wollte ihn als Assistenten mitnehmen. Ich habe ihn damals schon danach gefragt, ob er würde. Dann kam ich hier nach Tübingen und mir wurde mitgeteilt, der drittelparitätische Institutsrat von Beymes Gnaden habe beschlossen, eine gewisse Frau Bopp solle das werden. Da waren Rittberger, der damals Institutsdirektor war, und ich uns sofort einig: Das akzeptieren wir nicht, dass die jetzt auch noch meine Assistentenstelle besetzen. Und ich habe gesagt: ‚Ich habe hier einen Kandidaten, den werde ich vorschlagen, und der Institutsdirektor zieht das durch. Und was Euer Institutsrat beschließt, ist uns egal. Ihr habt hier sozusagen beratende Stimme, aber Ihr habt nichts zu entscheiden.‘ Dann kam ein Doktorand, ein Mann aus Beymes Zeiten, ein netter Mensch, zu mir, ganz entsetzt, dass ich also einen Marxisten aus Heidelberg hier nach Tübingen importieren wollte. Das waren merkwürdige Zeiten.

Und da versammelten sich dann hier in Tübingen ein paar Studenten, Klaus Armingeon, Roland Czada... das fing also ganz früh an. Wir haben also früh schon hier Projekte diskutiert und ich bin dann mit dem ganzen Verein nach Konstanz gegangen. Ich habe nicht nur meinen Assistenten mitgenommen, sondern auch mehrere Doktoranden.

Ich will noch ganz kurz zurückkommen auf Ihre Heidelberger Zeit, wo Sie gesagt haben, dass Sie versucht haben, immer mit allen Gruppen im Gespräch zu bleiben...

...außer mit den ganz extremen... Es gab so einen *lunatic fringe*, so ein paar ausgesprochene Extremisten, die dann meistens bei diesen RAF-Ablegern gelandet sind. Mit denen konnte man nichts anfangen. Aber ich entsinne mich noch, wie ich also einen, der an der Kampagne gegen den armen Rupert Breitling beteiligt war, ein Herr von Carnap, den habe ich damals zur Schnecke gemacht; ich habe gesagt, ich fände das feige und das hätten sie nicht nötig. Das waren ja nun zum Teil Leute aus großbürgerlicher Herkunft, und wenn man denen vorwarf, sie seien sozusagen unanständig und so weiter – das traf die!

Zu Ihrer zweiten Tübinger Zeit: Sie waren ja der Lehrstuhlnachfolger von Eschenburg, also von Ihrem akademischen Lehrer, der ja dann noch viele Jahre ein Arbeitszimmer im Institut hatte und jeden Tag erschienen ist mit preußischem Ehrgeiz...

...ach, es war nicht preußischer Ehrgeiz (er war ja auch Lübecker, also kein Preuße), er war es so gewohnt. Er war zuvor Manager und Beamter gewesen; er war es gewohnt, im Arbeitszimmer zu sitzen, nicht zuhause.

Und wie war das Verhältnis zwischen neuem Lehrstuhlinhaber und Emeritiertem?

Das war gar kein Problem. Für Eschenburg war das so okay; er hat sich auch sehr zurückgehalten. Später in einer Kontroverse über eine Habilitation, die Rittberger und ich ablehnten, da schlug er sich auf die andere Seite, und das war nicht so furchtbar angenehm.

Ich würde jetzt gerne den Bogen spannen zu einem Thema, das wir schon berührt hatten: Korporatismusforschung. Sie haben ja gesagt, Sie sind relativ bald nach der Proporzdemokratieschrift, während der Heidelberger Zeit, auf dieses Thema gekommen und haben dann auch zwei Bände herausgegeben mit Philippe Schmitter, 1979 und 1982. Da wollte ich Sie fragen: Haben Sie Schmitter bei diesem IPSA-Roundtable in Jerusalem kennen gelernt?

Nein, sondern das Jahr darauf, 1975; da war in Genf eine Tagung über das politische System der Schweiz. Da war Erich Gruner, den ich erwähnte, und da war dann auch Schmitter, der damals gerade Gastprofessor in Genf war. Und ich habe bei dieser Tagung, deren Thema ich nicht mehr weiß, praktisch mein Paper aus Jerusalem noch mal vorgelegt, leicht verändert nur. Und da sagten gleich die Leute dort: ‚Hoppla, das ist ja das gleiche, zu dem Schmitter gerade diesen großen Aufsatz veröffentlicht hat in der Review of Politics!‘

Kannten Sie den Aufsatz da schon?

Nein, in dem Moment noch nicht. Die Review of Politics (herausgegeben von der katholischen Notre Dame University) gehört m.E. nicht zu den ganz großen amerikanischen Zeitschriften, die man sofort nach Erscheinen gelesen haben muss. Ich hab’ ihn dann natürlich gleich gelesen. Und dann haben wir uns gleich da in Genf zusammengesetzt und gesagt, das müssen wir jetzt als *joint venture* betreiben. Er fand das sehr einleuchtend, wie ich das mache, und wir haben dann später noch andere Leute ins Boot geholt mit denselben Fragestellungen, und eben auch Leute mit marxistischer Orientierung. Schmitter war nun sowieso in diesem Milieu großgeworden, wo man mit den Linken diskutierte, der kam ja aus Chicago und ist bei dem berühmten Nominierungsparteitag der Demokratischen Partei, wo Stevenson nominiert wurde, bei den Demonstranten dabei gewesen, die von der Polizei verprügelt wurden.

Es war dann später so, dass er sich dann stärker mit anderen Leuten zusammengetan hat, wie vor allem Wolfgang Streeck, die fleißiger waren als ich. Sagen wir: Ich hatte dann immer wechselnd Lust, da mitzumachen. Es gab dann so diese Paarung Schmitter/Streeck; aber ich bin eigentlich mit Wolfgang Streeck auch immer in enger Beziehung gewesen.

Sie hatten noch nach Scharpf gefragt. Ich hatte Scharpf kurz nach seiner Berufung nach Konstanz kennen gelernt. Ich weiß noch, dass wir über die Baustelle der beginnenden Universität gingen. Scharpf hat mich dann zu ein paar Sachen eingeladen, wo es dann um die Politikver-

flechtung ging und ich dann auch beteiligt bin. Es gibt mehrere Bände mit Herausgeber Scharpf, wo ich dann dabei bin, aus den späten 70er Jahren. Wenn die Politikverflechtung nun nicht erwähnt ist in der Neuauflage von ‚Parteienwettbewerb im Bundesstaat‘, dann hat das wahrscheinlich schlicht damit zu tun, dass ich damals im Grunde nur die alte Sache aktualisiert habe. Ich habe bestimmte Sachen herausgeworfen, andere hereingenommen, aber dafür war die Politikverflechtung nicht von zentraler Bedeutung, das waren eher andere Sachen. Wenn ich dran gedacht hätte, dass sich später Rezensenten wundern und fragen: ‚Hoppla, was hat das zu bedeuten, der Lehmbruch zitiert weder den Schmidt noch den Scharpf?‘, dann hätte ich das sicherlich gemacht. Aber es ergab sich nicht von der eigentlich begrenzten Überarbeitungsgeschichte. Zunächst mal hieß es: Es wird eine Neuauflage. Aber nach 22 Jahren muss man das schon ein bisschen revidieren; ich durfte den Umfang nicht überschreiten. Ich hab’ also ziemlich viel herausgeworfen aus der alten Fassung und dafür neue Kapitel eingefügt. Es kam mir im Wesentlichen darauf an, bestimmte Aspekte meines Ansatzes theoretisch besser zu fundieren und dann empirisch.

Aber Scharpf hat das nie so gesehen, dass ich ihn da vernachlässigt hätte. Dieses Buch hier, das ist das letzte von Scharpf dazu (zur Politikverflechtung), da habe ich den Entwurf erhalten und ich habe ausführlich daran Kritik geübt. Das hat er alles mit eingearbeitet. Also, wir sind eigentlich immer im Gespräch geblieben, und Scharpf bezieht sich überall da, wo er über die Geschichte des deutschen Bundesstaats schreibt und die ganze Parteienwettbewerbgeschichte... das hat er alles von mir übernommen. Ich habe nun meinerseits in meinem Buch ja schon so unter dem Stichwort ‚Bürokratische Räterepublik‘ einige Aspekte angeschnitten, schon 1976, die sich, sagen wir, mit dem von Scharpf mindestens berührten... Ich hätte das natürlich expliziter machen können. Aber, wie gesagt, das hat einfach mit dieser Entstehungsgeschichte zu tun. Wir sind eigentlich immer eng in Kontakt in diesen Sachen gewesen... Ich bin ja dann auch zu Forschungsaufenthalten in Köln am MPI für Gesellschaftsforschung gewesen.

Ich würde ganz gerne im Zusammenhang mit Ihrer Korporatismusforschung noch auf etwas zu sprechen kommen, was Schmitter explizit in seinem kleinen autobiografischen Essay für den Daalder-Band 1997 thematisiert hat. Da vermerkt er, dass er ‘at a normative level, I had never liked the corporativisms I had studied’. Wie ist es Ihnen bei Ihren Forschungen gegangen?

Naja, der bezieht sich ja auf etwas ganz anderes...

...er bezieht sich auf autoritären Korporatismus...

...Schmitter ist ja an das Thema rangekommen, weil er über den brasilianischen Korporatismus der Vargaszeit geschrieben hatte. Und da ist die Redaktion der Review of Politics – die hat ja einen starken lateinamerikanischen Schwerpunkt – an ihn herantreten und hat gesagt: ‚Wollen Sie nicht mal wieder was über Korporatismus schreiben?‘ Und er meinte, gut, schreib’ ich, und dann hat er diese völlig neue Geschichte geschrieben, wo er also den alten Korporatismus mit dem neuen konfrontiert hat. Ich meine, das kann ich natürlich genauso gut von mir sagen, ich kannte natürlich die ganze österreichische Ständestaatsgeschichte und so weiter; damit wir ich natürlich vertraut. Ich habe dem ganzen ja damals die Überschrift liberaler Korporatismus gegeben, im Gegensatz zum autoritären Korporatismus, wobei ich mich nie so intensiv damit beschäftigt hatte wie Schmitter, aber ich wusste natürlich genug darüber, schon aus meiner Beschäftigung mit den französischen Christdemokraten. Ich hab’ mich ja auch mit den ständestaatlichen Diskussionen in Frankreich seit dem 19. Jahrhundert intensiv beschäftigt. Diese Ursprünge in der katholischen Sozialdoktrin, das war mir alles geläufig.

Aber mir fällt jetzt das Beispiel Lijphart wieder ein – zwar nicht im Bereich Korporatismus, sondern Konkordanzdemokratie: Er hat ja später auch politikberatend dieses System immer wieder vehement als vorbildliches politisches Modell zum Beispiel für Südafrika hingestellt. Von Ihnen sind derartige Äußerungen nicht überliefert – dass Sie persönlich mit einem For-

schungsobjekt nicht einverstanden waren oder etwas politisch goutierten, das ist nicht überliefert.

Naja, ich hab' nichts publiziert; ich war natürlich auch in Südafrika, auch in Consulting-Funktion. Ich bin also da herumgereist, das war in den 1980er Jahren. Und der liberale Flügel der Nationalen Partei, die glaubten, sie könnten die weiße Vorherrschaft mit solchen Konstrukten am Leben erhalten. Ich hab' damals gedacht, das kann nicht funktionieren. Ich hab' sogar gedacht, das Ganze würde als Blutbad enden. Ich war sehr, sehr pessimistisch, nach meinem Besuch.

Vor ein paar Jahren war ich im Libanon, wo es wiederum um die Frage ging, können wir den libanesischen Korporatismus retten und dergleichen. Ich bin immer sehr skeptisch gewesen. Ich hab' ja sehr früh einen Aufsatz über die ‚Wahlreform als sozialtechnologisches Konstrukt‘ geschrieben gehabt, und ich war gegenüber diesen ganzen Sozialtechnologien sehr skeptisch, und zwar aus so einer Art historisch-institutionalistischem Vorurteil: Solche Dinge müssen tiefere kulturelle Wurzeln haben, man kann sie nicht aufpfropfen. Ich war vielleicht zu skeptisch... Also, dass das in Nordirland halbwegs funktionieren könnte, so wie es im Moment aussieht – hoffen wir, dass es so bleibt –, das habe ich eher sehr skeptisch gesehen.

Wenn ich da anknüpfen dürfte: Es gibt eine Kritik, mit der ich mich auch auseinandergesetzt habe in meiner Hausarbeit, die ich über Ihr Buch ‚Parteienwettbewerb im Bundesstaat‘ geschrieben habe, nämlich, dass da drin die Kontinuität, Stabilität oder – negativ – Starre überbetont werde...

...ach, das ist die Kritik von Rainer-Olaf Schultze?

Ja.

Ach, das ist ja nun ein bisschen plump, finde ich. Ich mag den Schultze, finde ihn interessant – er ist ja auch ein alter Heidelberger, nicht? –, aber diese Gegenüberstellung von Wandel und Stabilität, das ist ja viel zu kurz gegriffen. Aber diese Geschichte ist nun in der ganzen Geschichte über Pfadabhängigkeit hin und her gewälzt worden, und dass die Fragestellungen viel komplexer sind als solche einfachen Formeln, ist doch klar... Da sage ich: da muss man genauer lesen, was ich geschrieben habe!

Also, wenn Sie jetzt diesen Aufsatz, den ich 2002 in dem PVS-Sonderheft über den deutschen Bundesstaat veröffentlicht habe, da habe ich über Pfadabhängigkeit, Stabilität und so weiter auch einiges geschrieben und ich meine, da hätte ich einiges relativ differenziert dargestellt. Das ist, glaub' ich, ein bisschen komplexer als das, was Schultze sagt.

...Hier ist eine zitierfähige Fassung... und dies ist im Übrigen das Buch, nach dem Sie gefragt haben, das ist jetzt eine Neuauflage von dem Alexandre Kojève...

...ach ja! Ich hab' das zwar in Heidelberg noch nicht eingesehen, das werde ich noch machen, es ist ja vorhanden...

...Sie können's mitnehmen, ich hab's übrig.

Dankeschön. Das ist Ihre Übersetzung?

Ja, also die Einleitung hat Fetscher übersetzt und den Rest ich.

Ja, ich würde ganz gern jetzt zu Ihrer letzten universitären Karrierestation kommen, Konstanz. Da sind Sie 1978 hin, wie Sie gesagt haben, sozusagen die letzte Möglichkeit aus Altersgründen, dass Sie wechseln konnten. Und wie war das, wieso Konstanz?

Ich hätte längst nach Konstanz gewollt, sobald dieses Konzept eines verwaltungswissenschaftlichen Studiengangs ausgebildet war; das hat mich fasziniert, aber es gab einen anderen Interessenten, den die Konstanzer gerne wollten, das war mein Schwager Frieder Naschold, und damit war Konstanz natürlich für mich zunächst gestorben!

Der war ja dann auch in Konstanz. Zwei Jahre, bevor Sie nach Konstanz gegangen sind, ist er ans WZB.

Ja. Und ich hab' gedacht, du kannst natürlich nicht mit deinem Schwager in Konkurrenz treten. In Tübingen lief das alles nicht so furchtbar gut am Institut... lauter Hausberufungen. Wer sich dagegen stellte, Rittberger und ich, wir wurden von der Mehrheit überstimmt, und Rittberger hat sich dann praktisch in so einen Schmollwinkel zurückgezogen. Da hab' ich gedacht, also, wenn's geht, geh' ich hier weg. Deswegen hatte ich mich u.a. in Wien beworben, als ich dazu aufgefordert wurde. Die Geschichte habe ich Ihnen ja früher erzählt. Dann ging Frieder Naschold nach Berlin. Und dann hatten die in Konstanz erhebliche Probleme mit der Nachfolge. Was sie an Bewerbungen hatten, das passte alles nicht in ihr Konzept; es kam hinzu, dass damals in Konstanz sich so ein bisschen gegenüberstanden die Linken im Mittelbau, die Frieder Naschold da hochgezogen hatte, und auf der anderen Seite konservativere Kollegen, wie Thomas Ellwein und ein paar andere. Die blockierten sich gegenseitig. Da traf ich dann eines Tages auf einer Tagung Gilbert Ziebura, der damals den Lehrstuhl für Internationale Politik in Konstanz hatte, und ich fragte: ‚Herr Ziebura, gibt's da Probleme?‘ Ja, ja, meinte er. Und da fragte ich: ‚Wie wär's denn, wenn ich mich bewerbe?‘ Da meinte: ‚Ja, machen Sie mal.‘

Da hatte ich ja gerade diesen ‚Parteienwettbewerb‘ veröffentlicht. Dann hab' ich ihm den geschickt und gesagt, hier bitte. Und außerdem hatte ich gerade einen großen Projektantrag bei der VW-Stiftung für ein Korporatismusprojekt. Ich hatte noch nichts publiziert dazu, sondern das war alles noch in der Mache. Aber der Antrag lag in Hannover bei der VW-Stiftung. Und dann rief mich die Konstanzer Fakultätsassistentin an und sagte: ‚Herr Lehbruch, die Kommission möchte Sie gerne kennen lernen. Können Sie nach Konstanz kommen?‘ Ich habe gesagt, ja. Da dachte ich: Ist doch prima, die möchten mich bloß kennen lernen, ich muss gar keinen Vortrag halten. Ich fahre also nach Konstanz, mit einem damals etwas angerosteten Auto. Mich empfängt der Kommissionsvorsitzende Ellwein, schaut kritisch auf mein Auto und sagt: ‚So schön ist das aber nicht für einen Ordinarius.‘ – sehr von oben herab! Und dann fragte er: ‚Was ist denn Ihr Vortragsthema?‘ Ich völlig entgeistert: ‚Davon hat mir Frau Schäfer nichts gesagt.‘ – ‚Ja, einen Vortrag halten müssen Sie. Wir haben zum Vortrag eingeladen.‘ Da hab' ich gedacht: Was mach' ich jetzt? Und mir gesagt: dann halte ich einen Vortrag über Korporatismus. Und dann hab' ich sozusagen aus dem Kopf meinen Projektantrag erzählt. Korporatismus hatte sich damals, Anfang 1977, nach Konstanz noch nicht rumgesprochen, was es da so an neuen Publikationen gab. Nun war ich für Ellwein – er war ja von Haus aus Jurist und Verfassungshistoriker, historisch sehr interessiert – durch dieses Bundesstaatsbuch durchaus präsentabel; obwohl er eigentlich andere Präferenzen hatte. Aber für die Linken war nun dieser Korporatismus – aus den Gründen, die ich vorher erwähnte – eine ganz tolle Geschichte, zumal ich da natürlich auch Kapitalismustheorie mit reingebracht habe und dergleichen. Und es ergab sich dann, dass ich gewissermaßen *everybody's darling* war; sie konnten sich auf mich einigen. Mir wurde später gesagt, das sei seit langem das erste Mal, dass man in Konstanz eine Berufsliste einstimmig verabschiedet habe.

Aber dann ging es ein Jahr mit den Berufsverhandlungen, weil das Finanzministerium mir keine besseren Konditionen als in Tübingen zugestehen wollte. Sie sagten, das ist eine Versetzung innerhalb des Landes, da gibt's keine Berufsverhandlungen. Da hab' ich gesagt: Na gut, dann bleib' ich in Tübingen. Aber dann hat sich das zuständige Kultusministerium durchgesetzt gegenüber dem Finanzministerium. Ich habe dann eben diese Verhandlungen mit diesem Herrn Ehrhardt (dem zuständigen Abteilungsleiter, später Wissenschaftssenator in Berlin) geführt. Ich wurde in Konstanz empfangen – gleich in der zweiten Woche kamen Ellwein und andere auf mich zu und sagten: ‚Herr Lehbruch, Sie werden jetzt unser nächster Dekan.‘ Ich hab' sie verdutzt angeschaut, habe gesagt: ‚Wieso, ich kenn' doch hier bislang gar keine Leute!‘ Da meinte Ellwein, das sei der schnellste Weg, um sie kennenzulernen, außerdem sei ich der einzige, der keine Leiche im Keller habe. Dann habe ich sehr schnell herausgekriegt, wer die Leiche war, und ich hab' dann auch die Leiche noch neutralisieren können... naja, also so ging das in Konstanz.

Am Anfang war es nicht unschwierig. Vor allem, ich wurde von Ellwein misstrauisch beäugt wegen meiner guten Beziehungen zu dem, was er ‚die Fraktion‘ nannte, das waren die früheren Assistenten von Naschold, Simonis und Josef Esser und so weiter, die zum Teil Neomarxisten waren. Aber später haben Ellwein und ich uns sehr, sehr gut zusammengerauft, vor allem nachdem auch noch Hartmut Elsenhans nach Konstanz kam. Da liefen die Dinge eigentlich recht, recht gut.

Sie waren in welcher Zeit Dekan?

Ach, das war ziemlich am Anfang; das war... ja, 1979-81, glaube ich. Das war so ‚ne Umbruchzeit, bis dahin hatte es so kleine Fachbereiche gegeben; die wurden zu einer großen Sozialwissenschaftlichen Fakultät zusammengeschlossen, und es ging eben darum, dass da die Leichen lagen. Die Leute konnten sich zum Teil nicht ausstehen; das war nicht ganz unschwierig. Andererseits, gerade bei den anderen Fächern konnte man, wenn man es hinreichend brutal machte, auch hineinregieren. Ja, das war also diese Konstanzer Zeit.

Sie haben noch gefragt, warum ich so lange geblieben sei. Also das ist furchtbar einfach... warum ich also erst mit 68 Jahren gegangen bin...

...ja, das weiß ich mittlerweile...

...ich bin sogar ein Semester früher gegangen. Es kam mir so die Idee – meine Frau war noch im Schuldienst –: ich wollte mit meiner Frau zu Pfingsten nach Italien fahren. Und da hab’ ich gesagt, das kann ich nur dann, wenn ich mich emeritieren lasse...

Sie sind also nach dem WS 1995/96 in Ruhestand gegangen?

Ja, ich hätte noch bis zum Herbst 1996 bleiben können.

Können Sie vielleicht ganz kurz aus Ihrer Sicht die wichtigsten Forschungsprojekte und Zusammenarbeiten in Ihrer Zeit in Konstanz rekapitulieren, das sind ja doch immerhin fast 20 Jahre. Dazu habe ich bislang am wenigsten Informationen.

Naja, ich hatte erst dieses große Korporatismusprojekt, aus denen Arbeiten hervorgegangen sind wie die von Armingeon und Czada und dergleichen. Ich hatte dann ein weiteres Projekt über wirtschaftspolitischen Strategiewechsel.

Können Sie das von der VW-Stiftung geförderte Projekt ungefähr zeitlich einordnen?

Naja, das lief so bis in die... Mitte der 70er Jahre... ich kann’s Ihnen so auf Anhieb nicht so genau sagen; ich müsste nachschauen.

In der ersten Hälfte der 1980er fing dann schon das Strategiewechsel-Projekt an. Da gibt’s also etwa einen gemeinsamen Aufsatz mit Manfred Schmidt und anderen, Marian Döhler etc. Da ging es um die Frage, ob diese wirtschaftspolitische Wende, die unter Kohl verkündet worden war, ob die funktionieren kann und unter welchen Bedingungen, das war also zum Teil so im internationalen Vergleich.

Und dann in den 1990er Jahren mein Vereinigungsprojekt, wobei ich ja der erste Politikwissenschaftler war, der überhaupt eine politikwissenschaftliche Analyse des Vereinigungsproblems geschrieben hat, nämlich 1990 im ‚Leviathan‘. Die Kollegen haben ja eine ganze Weile gebraucht, um zu begreifen, inwiefern das ein politikwissenschaftliches Thema war. Und das war für mich insofern ein bisschen anders, als ich ja nun, sagen wir, Sensibilität dafür hatte als jemand, der aus dem Osten kam und der da Verwandte hatte. Ich bin kurz nach dem Mauerfall nach Ostberlin gefahren und habe erstens meine Bekannten aus der IPSA besucht, also SED-Bekannte, und dann habe ich meine Cousine besucht, die in der staatlichen Plankommission zuständig war für die Territorialplanung, und ihren Mann, der bei der Akademie für Landwirtschaft für die Planung der Agrarpolitik zuständig war; die haben mich zunächst sehr distanziert empfangen – wir hatten 20 Jahre keinen Kontakt gehabt. Die hatten striktes Kontaktverbot. Ich

habe meinen Verwandten dann diesen Aufsatz gegeben, in dem ich prognostiziert hatte, dass man die SED-Leute würde integrieren müssen, was sich damals sehr abenteuerlich anhörte. Da haben sie mich dann, als ich das nächste Mal nach Berlin kam, feierlich empfangen und gesagt, ich hätte begriffen, was die Probleme hier seien. Und seither hatten wir ein sehr gutes Verhältnis. Meine Cousine ist inzwischen tot. Ihr Mann ist nach wie vor sehr aktiv bei der PDS, also jetzt der Linken, Agrarpolitik und so weiter.

Ich möchte kurz noch einmal zurückgehen: März 1983, da gab's diese Spaltung von der DVPW in die DGfP. Ich habe an mehreren Stellen gelesen, dass es letzten Endes wohl vor allem um die Nominierung von Gutachtern für die DFG gegangen sein soll. Ist das auch Ihre Ansicht?

Ja, ja, das war ganz klar. Das war ganz eindeutig der Fall. Bloß sind die Gutachter der DGfP dann immer durchgefallen. Ich wurde im Vorfeld der Spaltung auch angegangen, ich glaube von Peter Haungs, dem früheren Heidelberger Assistenten, ob ich da auch mitmachen würde. Ich hab' dann gesagt: ‚Entschuldigen Sie, Politikwissenschaftler müssten eigentlich wissen, dass so etwas nicht funktioniert. Man kann nicht eine etablierte Organisation mit Hunderten von Mitgliedern auf diese Weise sprengen. Wir sind kein kleiner Honoratiorenverein, bei dem man so etwas machen kann. Das geht garantiert schief, und bei so etwas mache ich nicht mit.‘ Obwohl ich durchaus für manches, was die Kritiker bemängelten, Verständnis hatte; andererseits war mir dieser Klügel der Unzufriedenen viel zu heterogen. Da waren so Leute wie Hans Maier dabei, aber auch vergrätzte Empiriker, Positivisten und so weiter. Da habe ich gedacht, ihr kommt doch zusammen nie auf einen grünen Zweig. Ich wurde schließlich angesprochen von Klaus Landfried, wenn ich nicht irre, ob ich bereit wäre, in den Vorstand der DVPW zu gehen; denn Landfried blieb bei der DVPW, aus den gleichen Gründen, er sagte: ‚Das ist Quatsch, das macht man nicht.‘ Landfried ist ja eher konservativ. Da hab' dann gesagt, gut, ich gehe in den Vorstand, wurde gewählt, und galt im Grunde als Exponent der Leute, die mit denen aus der DGfP noch können. Ich galt eigentlich immer als jemand, der mit allen möglichen Leuten kann. Man hat mich nie so einem Extrem zugerechnet. So kam ich in den Vorstand.

Die Vereinigungszeit hat Frau Beate Kohler-Koch als DVPW-Vorsitzende gemanagt, und dann fragte man mich, ob ich das jetzt machen würde, und zwar auch unter dem Gesichtspunkt: ‚Der Lehmbruch hat noch ganz gute Kontakte zu Leuten aus der DGfP‘, dass man das vielleicht wieder arrangieren kann. Ich habe zugesagt, aber gemeint: ‚Ich bin ja inzwischen ein alter Mann und möchte mich nicht mehr furchtbar administrativ engagieren. Ich will einen geschäftsführenden Stellvertreter haben, der am Ort sitzt. Ich habe Michael Greven gefragt, ob er das machen würde. Und so wurde damals ich zum Vorsitzenden gewählt, Michael Greven zum Stellvertreter, wobei der die Verantwortung für die Geschäftsführung übernahm. Ich war da am Anfang als Professor in Berlin, hab' dann versucht, auch gerade in Kontakt mit den Berlinern, ob man eine politikwissenschaftliche Wiedervereinigung hinbekäme; das bekam man nicht hin. Aber es ergab sich dann schließlich, dass sich das irgendwo einpendelte. Die DGfP ist ja typische deutsche Vereinsmeierei – und sie fühlen sich glücklich dabei. Im Grunde kratzt es heute niemanden mehr im Fach, finde ich. Es ist ja inzwischen anerkannt, nach außen, hochschulpolitisch, wissenschaftspolitisch wird die Politikwissenschaft von der DVPW vertreten. Die Kandidaten für die DFG werden immer abgesprochen. Das heißt, die DVPW denkt sich ihre Leute aus und fragt die DGfP: ‚Habt Ihr was gegen die?‘ Früher gab es eben ein paar Mal so Leute wie... na, ich will jetzt keine Namen nennen... bei denen man bei der DGfP den Verdacht hatte, die sind zu links, zu neomarxistisch oder dergleichen. Es gibt ja inzwischen keine möglichen Kandidaten mehr. Man hat jetzt wieder relativ homogene wissenschaftliche Standards und das Problem hat sich erledigt.

Bei der DGfP müssen Sie sehen, das sind so kleine Gruppen von alten Bekannten, die treffen sich an einem Ort, irgendwo in so einem Wasserschloss bei Köln und sitzen alle miteinander um den Essenstisch, im Unterschied zu diesen riesigen Kongressen von der DVPW, wo man viele Leute gar nicht kennt. Es gibt bei der DVPW unendliche viele Sektionen und dergleichen, und da fühlt man sich nicht zuhause wie am Familientisch der DGfP.

Es wurde ja, wenn ich das recht sehe, auch die Zulassungspraxis von der DVPW kritisiert, gerade von Leuten aus der DGfP?

Ja, ja, auch das, aber inzwischen ist das bei denen auch aufgeweicht. Es ist im Wesentlichen eine kulturelle Differenz; es sind zwei Kulturen.

Ich würde jetzt ganz gerne fragen zu einem Thema, über das Sie als einer der ersten geforscht haben – „Institutionentransfer“ ist das Stichwort...

Ja, der Ausdruck stammt von mir.

Wie haben Sie das als DVPW-Vorsitzender erlebt? Wie muss ich mir den Arbeitsalltag eines DVPW-Vorsitzenden vorstellen, was hatten Sie für Aufgaben, besonders in Bezug auf den Ausbau der Politikwissenschaft in Ostdeutschland?

Damit hat die Vereinigung eigentlich nicht direkt zu tun gehabt. Zunächst, das ging ja schon los unter dem Vorsitz von Beate Kohler-Koch. Der Aufbau wurde sehr stark aus dem politischen Raum, wie man so schön sagt, gesteuert. Es gab sehr starke Kräfte bei der Konrad-Adenauer-Stiftung, die sich v.a. in Sachsen und in Thüringen und in Mecklenburg-Vorpommern getummelt haben. In Sachsen haben die z.B. durchgesetzt, dass Dresden im Wesentlichen von Passau aus restrukturiert wurde. Es kamen dann noch ein paar andere, also Hans Vorländer als FDP-Mann... und Rostock ist ein Ableger von Freiburg, da wurden lauter Freiburger untergebracht durch Dieter Oberndörfer, der ja bei der Konrad-Adenauer-Stiftung eine zentrale Rolle spielte.

Es war vergleichsweise dezentralisiert. Und die Universitäten haben sich ja selbst transformiert. Die sind ja nicht von oben transformiert worden, das muss man sehen. Die Leipziger hatten ein Sonderproblem; da gab es eine Sektion ‚Wissenschaftlicher Kommunismus‘, das war die zentrale Ausbildungsstätte für alle Lehrer in Marxismus-Leninismus. Diese Leipziger Kommunisten hatten sich einfach umdefiniert in Politikwissenschaft. Und die Leipziger wussten nicht recht, wie sie damit umgehen sollen und haben dann eine erste Evaluierungskommission zusammengestellt, die diese Sektion evaluieren sollte. Und zu dieser Evaluierungskommission gehörten Walter Euchner aus Göttingen und ich... und Frau Kohler-Koch. Wir waren zu dritt, und wir haben praktisch die gesamte Mannschaft an Professoren rausgeschmissen; ein paar Leute aus dem Mittelbau ausgenommen. Eine Assistentin aus der DDR-Zeit, die wir übernommen haben, ist jetzt Ordinaria in Leipzig, Heidrun Zinecker. Die ist gut.

In Halle hatten sie einen früheren DVPW-Vorsitzenden an Land gezogen, Hans-Hermann Hartwich. Und Halle ist praktisch von Hartwich geformt worden... das waren also gewissermaßen Gründerfiguren. Jena wurde von einem Team von Leuten aus... im Wesentlichen Göttinger Soziologen und dergleichen... die waren da ganz bestimmend bei der personellen Erstausrüstung. In Berlin war das der Wissenschaftssenator Ehrhardt. Da kam nun das besondere Problem hinzu, dass der Ehrhardt und die Berliner beschlossen hatten, sie machen die Humboldt-Universität sozusagen zur Nummer eins in Deutschland. Die haben praktisch die ganze alte Humboldt-Universität abgeräumt und wollten *First Class*, hochkarätige Neubesetzungen machen. Das ist auch zu einem nicht geringen Teil gelungen; das haben die aber so gemacht: Sie haben eine Berufungskommission berufen – für die Sozialwissenschaft gehörten dazu Friedhelm Neidhart, der Soziologe, ein guter Freund von mir, und Klaus von Beyme.

Das war also alles, wie gesagt, hochgradig dezentralisiert.

Wenn Sie Frankfurt/Oder nehmen – da war ich auch in der Berufungskommission, Vorsitzender war Hans Weiler, ursprünglich aus Freiburg, aber lange in Stanford: Frankfurt/Oder hat gesagt, wir nehmen für die Gründungskommission Leute von ausländischen Universitäten. Und damals hatten sie nun zum Glück mehrere deutschstämmige Leute, z.B. Wolfgang Streeck war damals in Wisconsin. Wir haben die gesamte Sozialwissenschaft besetzt mit dieser Kommission, und da wurde u.a. auch eine Frau berufen, die ich sehr geschätzt habe aus der Akademie für Gesellschaftswissenschaften der SED, Anna Schwarz, das war die Eurokommunismus-spezialistin der SED, die sich darüber habilitiert hatte.

Später in Sachsen... also das war nun alles Konrad-Adenauer-Stiftung... so eine Universität wie Chemnitz oder Zwickau, die hat man stramm rechts aufgebaut. Zum Beispiel diese Extremismusforscher, die sitzen in Dresden und in Chemnitz...

...Jesse und Kailitz...

...und das sind im Grunde alles bayerische Implantate, wobei sie nicht überall aus Bayern kamen, aber da war Bayern eben federführend.

In Leipzig bekamen wir nun mit unserer Liste, bei der die nicht direkt mitgemischt hatten, Schwierigkeiten. Vor allem stieß der Kandidat für Internationale Politik auf Widerstand, das war Hartmut Elsenhans. Der hatte ein Ordinariat in Konstanz. Der Minister hat die Leute von der Konrad-Adenauer-Stiftung gefragt, und die haben gesagt: ‚schrecklicher Marxist‘ und so. Nun hatten wir in Konstanz einen Kollegen, der auch aus der Konrad-Adenauer-Stiftung kam, den ich gut kannte und der mir sagte: ‚Ja, ja, das sind wir gewesen.‘ Das ist durchaus typisch für das Ganze, wie das damals lief. Dann waren Michael Greven und ich eingeladen zu einer Konferenz in Harvard über die Restrukturierung der Universitäten in Ostdeutschland, bei der auch der damalige sächsische Wissenschaftsminister Hans-Joachim Meyer [CDU] anwesend war, der spätere Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, der verantwortlich für die Geschichte der Berufungsverfahren in Leipzig war. Da war das gerade steckengeblieben. Und dann haben Greven und ich den Meyer vor versammeltem Publikum ganz massiv in die Zange genommen und ihm gesagt: ‚So, Sie haben das und das gemacht. Und wir wissen auch, wer Ihnen dazu geraten hat, und so weiter.‘ Ich habe dann anschließend mich noch lange mit Meyer auf dem Flughafen unterhalten, und es wurde mir sehr deutlich, dass er sich sehr bedrängt fühlte von diesen Westberatern. Aber dann hat er schließlich den Elsenhans berufen. Und ich bin fest überzeugt, dass das nur auf die langen Gespräche, die wir geführt hatten, zurückging. Übrigens, das Gespräch, das ich nachher mit Meyer hatte, im Wartesaal der Business Class in Boston, wurde dann unterbrochen, weil eine Mitarbeiterin der Lufthansa zu Maier kam und sagte: ‚Herr Minister, Sie sind upgegradet worden auf die First Class.‘ – Das fiel mir bloß ein, weil es neulich diese Geschichte mit [dem niedersächsischen Ministerpräsidenten] Christian Wulff gab. Das ist gängige Praxis, dass Regierungsmitglieder ein Upgrading kriegen, und das hat der Wulff natürlich gewusst, dass er da ein Upgrading bekommt. Und das habe ich damals auch so erlebt. Die schauen in ihre Passagierliste und da steht ‚Minister‘ – naja, eins höher...

Das Fazit zur ostdeutschen Transformation war hochgradig dezentralisiert – ich hab’ ja einen Aufsatz drüber geschrieben –; das hing hochgradig von den lokalen Umständen ab und war überhaupt nicht zentral gesteuert.

Dann würde ich gerne langsam zum letzten Teil kommen, auch angesichts der Zeit – es ist schon halb sechs, und ich möchte eigentlich ungern mehr als eine Stunde überziehen. Ganz kurz, das hatte ich vorhin vergessen – im Zusammenhang mit der Berufung in Tübingen war das, glaub’ ich, ihre SPD-Mitgliedschaft... vielleicht ganz kurz Angaben dazu, wann Sie eingetreten sind und aus welchen Motiven?

Ja, das muss 1963/64 gewesen sein. Aus welchen Motiven? Also ich hab’ ein erstes Mal versucht, 1957 in die SPD einzutreten. Ich war ja da in der SBZ und sagte da zu meinem Vater: ‚Sag’ mal, was meinst Du, man müsste ja hier in eine politische Partei gehen, aber es gibt ja keine SPD, da bleibt ja einzig die CDU übrig.‘ Mein Vater missbilligte das. Er meinte: ‚Du gehst doch jetzt in einem halben Jahr nach Westberlin, da gibt’s die SPD noch, und meine Freunde (von der BK) sind alle in der SPD.‘ Habe ich gedacht, gut, und dann ging ich in Zehlendorf zum SPD-Ortsvorsitzenden und habe gesagt: ‚Ich bin Gerhard Lehmsbruch, Theologiestudent. Ich möchte in die SPD eintreten.‘ Der hat mich etwas kariert angeschaut und dann hat er mich einen Antrag ausfüllen lassen, da bin ich also der SPD beigetreten. Dann hat er gesagt, der Kassierer würde kommen. Der Kassierer ist nie gekommen... Die Berliner SPD war zu der Zeit noch extrem antiklerikal, und ich vermute, die wollten einfach keinen Theologen haben.

Dann habe ich die Finger davon gelassen und die 50er Jahre eigentlich... ja... ich wählte halt links, ich wählte SPD... Aber so Anfang der 60er Jahre, das war nun die späte Adenauerzeit, da hab' ich dann eines Tages gesagt: ‚So, jetzt versuchst Du's mal wieder‘, und bin also in Tübingen zum SPD-Vorsitzenden gegangen, das war der Leiter des städtischen Sozialamts und ein guter Gewerkschaftler, ÖTV-Gewerkschaftler, der war hoch entzückt...

...das war Mitte der 1960er?

Ja, es muss so um 63/64 herum gewesen sein. Dann kam der Ortsvorsitzende Hermann Schuster relativ bald zu mir und sagte: ‚Hören Sie mal, Herr Doktor Lehbruch, jetzt müssen wir mal was tun, der Ortsverein muss wieder von sich reden lassen.‘ (Per Genosse und Du, das gab's damals noch nicht. Wer von der Uni kam, war ‚Herr Doktor‘, und der Professor Melchers, das war der höchstrangige Akademiker, das war einer der Direktoren vom Tübinger Max-Planck-Institut, das war halt ein hochangesehener Genosse, aber eben: ‚Genosse Professor Melchers‘).

Der Ortsverein Tübingen hatte einen Gegenentwurf zum Godesberger Programm geschrieben, der in Godesberg grandios unterging – wie nicht weiter verwunderlich. Verfasser dieses Programmentwurfs waren ein Theologe, ein Stiftsrepetent Mildenberger, und die Philosophin Ruth-Eva Schulz, Schülerin von Ernst Bloch und Ehefrau des Philosophen Walter Schulz.

Diese Zeit hatte ich noch nicht miterlebt, das war ja Ende der 1950er Jahre. Aber in Erinnerung an diesen glorreichen Auftritt haben die gedacht: ‚Jetzt müssen wir mal wieder...‘ Und es gab wieder ein Thema, wo wir gar nicht einverstanden waren mit der Partei, nämlich diese Geschichte mit der DDR. Nun wussten sie, dass mein Chef Theodor Eschenburg eine Schrift geschrieben hatte, in der er praktisch für die Aufgabe des Alleinvertretungsanspruchs plädierte, aus sehr nüchternem realpolitischem Kalkül. Und die Tübinger SPDler sagten, wir haben gedacht, wir müssen da mal Alternativen zur Ostpolitik machen. Und dann habe ich gesagt: ‚Gut, das mach' ich; ich schreibe Euch einen Antrag, den diskutieren wir.‘ Ich traf auf vehementen Widerstand...

...in der Ortsgruppe schon?

Ja, ja, und zwar, einer, war der Bundestagsabgeordnete Friedrich Schäfer, der später Staatssekretär in der Großen Koalition wurde, der andere war ein Doktorand von Eschenburg, aus einer alten SPD-Familie. Die waren vehement dagegen. Es gab also eine Kampfabstimmung im Ortsverein, bei der mein Antrag sich durchsetzte. Der wurde dann an den Parteitag gebracht. Bei dem Parteitag plädierte für den Antrag, da es keinen Tübinger Delegierten gab, der Stuttgarter Delegierte Peter Conradi, und der Antrag wurde dann gegen die Stimmen von Conradi und einem Ulmer Delegierten abgelehnt, und zwar nach einer vehementen Intervention von Helmut Schmidt, der sich gegen den Antrag sprach. Das ist alles im Ausschussprotokoll nachzulesen.

Und diese schrecklichen Geschichten aus dem Tübinger Ortsverein haben die so alarmiert, dass sie dann den Horst Ehmke nach Tübingen geschickt haben, um den Ortsverein zurechtzustreichen. Bei der Sitzung konnte ich nicht dabei sein, aber sie müssen ihn ziemlich abfahren haben lassen. Und im SPIEGEL stand damals eine Personalnotiz: ‚Gerhard Lehbruch... Verzichtpolitiker‘. Damit hatte ich sozusagen meinen Spitznamen hier weg. Das gab hier lokal natürlich heftiges Flügelschlagen und Diskussion, und die CDU, nominell angeführt von ihrem hiesigen Bundestagsabgeordneten Heiner Geißler, dachte, das ist jetzt *die* Gelegenheit, und sie polemisierte heftig. Daraufhin sagte unser Ortsvorsitzender Hermann Schuster: ‚Das wollen wir mal sehen. Wir fordern jetzt die CDU zu einer Podiumsdiskussion auf.‘ Die fand dann statt in den oberen Sälen des Museums, das ist hier so der beliebteste Veranstaltungsort; es wurde auch noch dazugeholt der FDP-Kandidat für den Wahlkreis, Martin Bangemann, der spätere EU-Kommissar. Ich hatte noch eine Vorbesprechung mit Bangemann, der sich sehr bedeckt hielt – typisch FDP. Er wollte sich auf nichts festlegen. Also, es war im Wesentlichen ein Streitgespräch zwischen Geißler und mir; wobei die CDU nun die Kolping-Söhne aus der wei-

ten Umgebung mit Bussen angefahren hatte; wir hatten dagegen starke Unterstützung aus der Uni, von Assistenzärzten und was weiß ich alles. Und dieser MPI-Direktor Melchers sagte hinterher zu mir: ‚Wissen Sie, Herr Lehbruch, das haben Sie gut gemacht, auch wenn man hier gesehen hat, dass hier ein Politprofi mit einem Wissenschaftler diskutiert.‘ Das Schönste danach war, dass dann ein paar Wochen später der RCDS zu mir kam und sagte, das sei ja alles sehr interessant gewesen und sie würden jetzt gerne noch mal intern die Diskussion zwischen Geißler und mir wiederholen; ob ich bereit wäre, im RCDS mit dem Geißler zu streiten. Das hab’ ich auch gemacht, und da kam dann auf einmal heraus, dass der Geißler viel flexibler wurde und sagte, ja, er sei doch eigentlich ein süddeutscher Katholik und er habe doch mit dem Osten, Preußen und so weiter, gar nichts am Hut, aber man müsse jetzt hier die große Linie halten. Aber er äußerte durchaus Verständnis dafür, dass man nicht ständig die Schwarz-weiß-rote Fahne schwenkte.

Dadurch wurde ich hier in Tübingen eigentlich als Sozialdemokrat bekannt. Eschenburg bekam Drohanrufe: Seinem sauberen Assistenten würde man die Fresse polieren und so. Da hat dann die Polizei ein paar Tage lang Streifenwagen nach meinem Wohnort Hirschau geschickt, um nach dem rechten zu sehen. Es ist natürlich nichts passiert.

Und dann kam ich nach Konstanz... nein, zunächst wohnte ich nicht mehr in Tübingen, sondern hier in der Nähe; ich war dann natürlich nicht mehr im Tübinger Ortsverein sondern im Ortsverein Dusslingen; das war ein sehr witziger Ortsverein, gespalten zwischen den alteingesessenen Sozialdemokraten in der dritten oder vierten Generation und den zugezogenen Flüchtlingen. Da habe ich köstliche Erinnerungen an eine Jahresversammlung des Ortsvereins, die ich gerne in Seminaren wiedergegeben habe, um so die SPD-Kultur vom Lande zu schildern.

Als ich dann nach Konstanz kam, war es für mich schwierig. Ich hatte nach wie vor hier in Tübingen meinen Familienwohnsitz und hatte in Konstanz eine Zweitwohnung; ich bin also so zum Wochenende gependelt. Im Grunde konnte ich politisch nirgends zuhause sein. Nachdem ich dann erlebt hatte, wie sich dann hier in Tübingen die Verrückten in einer Sitzung, wo es um den Kandidaten für die Oberbürgermeisterwahl ging, durchgesetzt hatten, und einen Oberbürgermeisterkandidaten kürten, der Assistent in der Wirtschaftsgeschichte war und dessen kommunalpolitische Qualifikation – so wurde es gesagt – darin bestand, dass er über städtische Finanzen im 16. Jh. promoviert worden war; da habe ich gedacht: ‚Euch ist nicht mehr zu helfen.‘ Auf dem Höhepunkt der Diskussion sagte eine altgediente Genossin, eine Ärztin vom Gesundheitsamt, ja, also, der andere Kandidat, der käme ja aus dem hessischen Innenministerium (den hatte die Parteiführung empfohlen; der war in der Kommunalaufsicht in Wiesbaden), und sie sei ja früher lange in Hessen gewesen: ‚Und ich weiß doch wie’s in Hessen ist, wo wir die Oberbürgermeister stellen. Wollen wir das hier auch haben?‘ Und da habe ich gedacht: ‚Euch ist nicht zu helfen.‘ Da habe ich dann meine Mitarbeit in der Tübinger SPD eingestellt. Später habe ich gefunden, dass man sich als Politikwissenschaftler vielleicht doch etwas besser stellt, wenn man sich da nicht so ins Rampenlicht begibt... Schauen Sie, nachdem ich damals diese Geschichte mit dem Antrag an den Dortmunder Parteitag gemacht hatte... Ich hatte sehr gute Beziehungen zur CDU-Bundesgeschäftsstelle gehabt, die hatten mich zu ihren Wahlkampfauftaktungen eingeladen, mit dem Wahlkampfstab und so weiter. Damit war dann völlig Schluss. Da wurde ich abgeschaltet.

Sind Sie nach wie vor formell SPD-Mitglied?

Nein, Mitglied nicht. Ich hab’ dann eines Tages das Beitragszahlen eingestellt; meine ältere Tochter ist SPD-Mitglied, meine jüngere ist Grüne und auch Stadträtin. Ihr Mann war Fraktionsvorsitzender der Tübinger Grünen.

Ich würde ganz gerne zum Abschluss Fragen stellen, die Ihre Wissenschaftskarriere überspannen und bitte um Ihre eigene Einschätzung. Was mir aufgefallen ist: Sie haben relativ wenig in Ko-Autorenschaften usw. herausgegeben, wenn man das vergleicht mit Leuten, die das sehr viel gemacht haben, wie Dieter Nohlen in Heidelberg. Würden Sie sich in Ihrem Arbeitsstil

eher als Einzelkämpfer oder als Teamplayer einschätzen, so wie das Beyme respektive Nohlen jeweils für sich gemacht haben?

Wissen Sie, eine frühe Erfahrung als Koautor oder Mitherausgeber war eine Eschenburg-Festschrift, bei der ich federführend war mit, glaube ich, Iring Fetscher...

...das war 1971, Klaus von Beyme war auch noch dabei...

...ja, das war eine so nervtötende Erfahrung... Das artet in Mühsal aus... Herausgebortätigkeit macht mir keinen Spaß. Ich hab' das dann noch ein einziges Mal praktisch gemacht, also mit Schmitter, aber es macht mir keinen Spaß. Das ist viel zu viel Schreiberei, und man muss die Leute drängen und so... Was hab' ich davon?

Und bezüglich der Forschungsprojekte? Ich hatte den Eindruck, dass in der Konstanzer Zeit sehr viele Gemeinschaftsprojekte in der Forschung wichtig waren?

Ja, ich hab' eigentlich die ganze Konstanzer Zeit Projektleitung gemacht mit einem halben Dutzend Mitarbeitern. Das war immer sehr produktiv; da haben wir immer Projektsitzungen gehabt und so weiter... das war wirklich sehr stimulierend. Hier in Tübingen hatte ich das schon angefangen vorzubereiten. Ich habe mich in Konstanz ja vorgestellt mit einem Projektantrag, der natürlich ein kooperativer Antrag war. Und es mir dann zum Beispiel passiert, dass mir da die Referentin bei der VW-Stiftung gesagt hat: ‚Also, Herr Lehmsbruch, Ihr letzter Antrag da, das ist ein bisschen wenig, tun Sie mehr rein, das ist zuwenig. Ziehen Sie ihn zurück und kommen Sie mit einem größeren Antrag wieder.‘ Gut, hab' ich gedacht, machen wir einen größeren Antrag; der ging dann auch durch.

Eine Frage, zu der mich Lijpharts autobiografische Reflexionen im Daalder-Band von 1997 inspiriert haben: Dort schreibt Lijphart, Karl Deutsch und Robert Dahl wären für ihn die Nominieren für den ‚Greatest Political Scientist That Ever Lived Award‘. Wenn Sie jemanden zu nominieren hätten, wer wäre das? Oder können Sie mit so etwas gar nichts anfangen?

Ach, Gott... also wenn, würde ich vielleicht sagen: Tocqueville. Aber, ich meine, unter den Gegenwärtigen... ich würde niemanden so herausheben. Ich meine, ich habe Karl Deutsch ganz gut gekannt und habe auch von ihm einiges gelernt, gerade bei den Arbeiten zur Konkordanzdemokratie. Ich habe mit ihm einige Sachen intensiv diskutiert... er ist ja nun Altösterreicher gewesen, wenn man so will. Aber, nein, das würde ich so nicht sehen.

Ich habe in meiner Hausarbeit, die Sie ja auch zur Kenntnis genommen haben, in Anknüpfung an die Laudatio, die Manfred Schmidt 2003 auf Sie gehalten hat als Eschenburg-Preisträger, gemeint, dass man – wiewohl Sie natürlich Sternbergers Parlamentarismusforschung usw. skeptisch gegenüber standen und stehen – doch wieder auf Sternberger zurückkommen könnte, wenn man Ihr Werk betrachtet, nämlich auf seine Antrittsvorlesung in Heidelberg über den Gegenstand des Politischen, den er so definiert hat: ‚Der Gegenstand und das Ziel der Politik ist der Friede. Das Politische müssen und wollen wir zu begreifen versuchen als den Bereich der Bestrebungen, Frieden herzustellen, Frieden zu bewahren, zu gewährleisten, zu schützen und auch zu verteidigen.‘ Wenn ich Ihre Arbeiten betrachte, liegt das nahe. Schmidt hat im Kolloquium gemeint, man könnte Sie unter den Generaltitel ‚Verhandlungsdemokratie‘ stellen: Wie können gesellschaftliche Konflikte so vermittelt werden, dass sie keine blutigen Konsequenzen haben.

Ja, ich bin das nie so normativ angegangen. Ich habe mich gefragt: Wie macht man das eigentlich, wo gelingt das?

Aber die Fragestellung, das vermerkt ja auch Max Weber, ich hab' das noch mal nachgelesen – ‚Wertfreiheit‘ und ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis –, wie man zu einer Fragestellung kommt, das ist ja nichts Wertfreies, sondern der Forscher oder die Forscherin muss geleitet sein von einer Idee, und die basiert notwendigerweise auf gewissen Werturteilen. Der Forschungsgang dann, der sollte, wie wir das kennen – Rationalitätspostulat etc. – wert-

frei im Sinne Webers sein. Aber sozusagen wie wir zu gewissen Fragestellungen kommen, das hängt schon mit Wertideen zusammen, die wir als Forschende haben.

Ja, aber naja, da würde ich, also... wenn man die NS-Zeit erlebt hat, dann wäre Frieden sicher nicht alles, da wäre sicherlich so etwas wie Freiheit und Selbstbestimmung wichtig. Also, wenn ich mich so zurückerinnere an 1945, das Gefühl, dass einem jetzt nicht mehr gesagt wird, wo's langgeht. Die ersten Momente, wo ich mich politisch hochgradig irritiert fühlte nach 1945, waren, wo in der SBZ an einen die Erwartung gestellt wurde, sich im Sinne einer bestimmten autoritären Vorgabe zu entscheiden. Nicht dass ich da inhaltlich etwas dagegen gehabt hätte – es ging um so Diskussionen wie Enteignung der Großindustrie; aber dass von mir erwartet wird, dass ich dafür stimme... Da bin ich dann 1946 mit meinen Schulkameraden in eine Versammlung, in der eine entsprechende EntschlieÙung verabschiedet werden sollte, und ich habe meine Klassenkameraden aufgehetzt, mit Nein zu stimmen, einfach aus dem Gefühl heraus, wir lassen uns nicht mehr vorschreiben, was wir zu denken haben. Das war das Entscheidende. Das war schon ein wichtiges Element. Aber ich hab' das, muss ich gestehen, nie so grundsätzlich reflektiert mit der Absicht, da à la Sternberger solche ehernen Grundprinzipien zu formulieren. Wenn ich überlege, was waren Antriebskräfte, dann ist diese eine Erfahrung sicher zentral und sicherlich natürlich auch... schauen Sie, als ich die Bilder da aus dem Kosovo gesehen habe, wie das da anfing mit den Vertreibungen, war meine erste Reaktion: ‚Geht das schon wieder los!‘ Das war wirklich, wenn Sie so wollen, eine Reaktion, die kam so aus dem Inneren: Das darf nicht sein; wir haben gelernt, dass man Konflikte auf diese Weise nicht löst... Aber das Problem war nicht so eine abstrakte Sache wie Frieden, sondern ganz einfach, dass man versucht miteinander zu leben.

Wenn ich's also weniger hochgestochen formulieren will und von Sternberger herunterkomme: der Versuch, erfolgreich, trotz aller gesellschaftlicher Konflikte, die es gibt, aufgrund vielfältiger Konfliktlinien, miteinander auszukommen.

Ja, ja, auf diese Formel kann man's schon bringen. Aber das ist sicherlich nicht erschöpfend. Ich meine, schauen Sie... es ist eine Sache die mich eigentlich immer wieder verfolgt... ich habe also gerade letzte Woche die erste Hälfte dieser Wiedergabe des Lanzmann-Films ‚Shoa‘ gesehen. Und das, worum es da geht, ist ja letzten Endes die Achtung vor der Integrität und dem Lebensrecht der Persönlichkeit. Das ist alles auf einer sehr viel elementareren Ebene. Wir hatten ja im Grunde mit den polnischen Juden keine näheren Affinitäten, aber dass man ihnen das Lebensrecht nimmt, das war das, was uns damals aufgebracht hat. Ich habe diese Geschichte ja beschrieben, wenn man da als Jugendlicher vor einem Massengrab ermordeter Polen steht... das... der Respekt vor dem Lebensrecht des Einzelnen und seinem Recht auf Selbstbestimmung... das sind alles Dinge, die da mit hereinkommen; also das auf so generelle Formeln zu bringen, das ist schwierig. Nur, das sind Dinge, die sicherlich dem zugrunde lagen, was ich so getrieben habe, wenn Sie so wollen.

Ja, damit sind wir beim letzten Abschnitt. Angesichts der vorangeschrittenen Zeit, es ist bald sechs Uhr, würde ich den Exkurs – politische Fragen zu Österreich und der Schweiz zwischen politisch interessierten Menschen – einfach streichen.

Ja, ja, zur Schweiz kann ich Ihnen sagen: Es gibt ja einige Schweizer, die haben lange sehr vehement, Hanspeter Kriesi z.B., das Referendum als eine rationale Entscheidungsform zu verteidigen gesucht, es habe sich bewährt z.B. in der Drogenpolitik usw. Aber ich glaube, das ist doch so einfach nicht; da muss man, glaube ich, noch mal nachdenken. Also ich glaube, die direkte Demokratie hat kulturelle Voraussetzungen, die in der Schweiz offenbar nicht mehr gegeben sind. So würde ich's sehen.

Was ich ganz am Ende noch besprechen wollte, das hängt dann doch noch enger mit dem zusammen, was Ihre Laufbahn betrifft. Wenn Sie heute, sozusagen mit dem Blick des gelassenen Emeritus, auf die Diskussion über die Zukunft von Universitäten und universitärer Bildung

blicken, es geht ja v.a. um so etwas wie Messung und Messbarkeit wissenschaftlicher Güte (Stichwort Ranking, Citation Indices, Exzellenz-Initiative und dergleichen mehr) – wenn Sie das vergleichen mit Ihrer eigenen Zeit als Dozent an Universitäten, wie sehen Sie die heutige Entwicklung, und wie würden Sie die bewerten?

Naja, es sind zwei Sachen. Das eine ist, dass es früher im Grunde unterschiedliche Universitäten gab, erstklassige und zweitklassige. Das war zu der Zeit, als ich an den deutschen Universitäten groß geworden bin, eigentlich klar. Theodor Eschenburg erzählte mal von seiner Studienzeit, da habe man gesagt, der Zug von Stuttgart nach Berlin habe in Würzburg eine halbe Stunde Aufenthalt zum Promovieren, und noch 1949 habe ich einen deutschen Chefredakteur in einer Tagung mit Studenten sagen hören, er habe „zwar in Erlangen promoviert, aber immerhin ‚summa cum laude‘“. Diese Abstufungen im Prestige sind dann in der Zeit der Bildungsplanung immer mehr verwischt worden. Und es ist kurios: Jetzt merkt man auf einmal, wo man's wieder entdeckt, ist es natürlich viel schwerer wieder in Griff zu kriegen.

Das zweite ist: Ich würde heute niemandem mehr raten, in die Universitätslaufbahn zu gehen. Es macht keinen Spaß mehr, nehm' ich an.

Ich weiß genau welche Mängel und Schwächen die alte deutsche Universität hatte; aber das, was ich gemacht und gelernt habe, das konnte ich nur an der alten Universität machen, allein schon die Chance, mit solcher Freiheit sich sein eigenes Studienprogramm zusammenzustellen. Das hatte natürlich die Voraussetzung, dass die Universität einen relativ kleinen, elitär behandelten Studentenkreis hatte.

Dürfte ich da ganz kurz noch eine Frage stellen, die mir in den Sinn kommt: Sie haben ja zuerst evangelische Theologie und Philosophie studiert und danach Politikwissenschaft; da habe ich dann teilweise gelesen, auch Geschichte/osteuropäische Geschichte und Soziologie. Waren Sie da formell eingeschrieben in diese Fächer?

Nein, das waren die Fächer... da ging man hin, das hörte man. Das interessierte einen. Das stand im Studienbuch. Man ließ sich seine Vorlesungen testieren. Ich hab' das hier irgendwo; ich könnte ihnen das zeigen, müsste ich ein bisschen suchen, meine alten Studienbücher. Da können Sie genau sehen, welche Leute ich gehört habe. Ich habe auch Klinische Psychologie mal gehört, bei dem berühmt-berüchtigten Ernst Kretschmer; weil man als Theologe so das Gefühl hatte, das sind so Aspekte der menschlichen Persönlichkeit, mit denen muss man sich beschäftigen – und dazu hatte man die Chance. Ich konnte mir dann auch bei der Promotion im Grunde aussuchen, mit welchen Fächern ich promoviert werden wollte.

Da schließt sich dann die nächste Frage an mit Blick auf die jüngste Entwicklung – Stichwort Bologna-Prozess und Umstellung der Curricula auf BA/MA-Strukturen. Da gibt's viel Kritik an dieser Umstellung, und die lautet im Grunde genommen: Die Studierenden würden einerseits zu ‚Abnick- und Schmalspur-Studierenden‘ degradiert in diesen BA-modularisierten Studiengängen, und in Bezug auf Politikwissenschaft habe ich nachgelesen, dass die Befürchtung besteht, dass das Fach in den Rang eines reinen Zweit- oder Ergänzungsfachs abzurutschen drohe. Wie würden Sie das bewerten?

Naja, ich denke, da muss man zuerst sehen, dass das, was hier unter dieser Rubrik läuft, überhaupt nichts mehr zu tun hat mit dem amerikanischen Modell. Das Bachelorstudium ist ja in Amerika ein im Grunde ein sehr breit angelegtes Studium mit sehr hohen Wahlmöglichkeiten. Ich weiß es noch von meinen Nichten – ich habe mehrere amerikanische Nichten –, wie die studiert haben. Die hatten ziemlich große Freiheiten, und das war eher so auf eine gewisse Art von Allgemeinbildung mit bestimmten Schwerpunkten gerichtet, bei denen aber auch die Studenten relativ große Wahlfreiheit hatten. Solche Geschichten wie diese Module und so weiter, diesen ganzen Kokolores, den hat's da, soweit ich weiß, jedenfalls früher in dem amerikanischen Universitätssystem nicht gegeben. Und meine ältere Tochter Barbara ist ja dann, nachdem sie hier in Tübingen den Magister gemacht hatte, zum Graduiertenstudium in die USA gegangen. Das war wiederum ein Studium, in dem man natürlich mehrere Fächer miteinander

kombinierte, also mehrere Haupt- und Nebenfächer. Schon deshalb, weil diese Ansprüche an den wissenschaftlichen Horizont des einzelnen sehr anspruchsvoll waren, war das eine enorm effektive Sache.

Die eine problematische Geschichte aus der deutschen Erfahrung heraus, die es damals gab, und die erst recht bei dem neuen System existiert, ist, dass man eigentlich nur einmal im Studium wechseln kann. In den USA wechselte man eben nach dem Undergraduate-Studium unter Umständen. Wobei, wenn man erfolgreich gewesen war an einem kleinen College, dann hatte man die Chance, an eine große, renommierte Universität zu kommen; man bewarb sich da. Ich weiß, dass meine Tochter sich da beworben hat in Amerika, in Columbia, Berkeley und Harvard. Da wurde sie zugelassen bei Columbia und Berkeley, und aus Berkeley wurde sie angerufen von einer Professorin mit Russlandschwerpunkt – meine Tochter hatte Russlandschwerpunkt –, die hat sie in einem halbstündigen Transatlantikgespräch davon überzeugt, dass sie nach Berkeley kommen solle. Dann ist sie nach Berkeley gegangen, und dann folgte ein Jahr später diese Frau einem Ruf nach Stanford und ließ meine Tochter zurück in Berkeley, und es gab keinen Russlandspezialisten mehr in Berkeley. Und da hing sie in der Luft. Sie hat dann den John Zysman als Betreuer genommen, der Frankreichspezialist ist und nichts von Russland versteht. Das ist die Schwäche dieses amerikanischen Systems, die dabei deutlich wurde; aber im Prinzip ist das schon ein sehr leistungsfähiges System; das bezweifle ich nicht. Und vielleicht macht's mehr Sinn als dieses von einer Universität zur anderen herumnomadisieren, wie ich das getan habe. Ich hab' daran keinen Schaden genommen, aber... das lag vielleicht auch daran, dass ich von vornherein in einem Milieu groß wurde, wo die Eltern und andere wussten, wie's an der Uni zugeht und Ratschläge geben konnten. Dann hatten sie ihre Freunde, und mein Vater hatte seine Freunde auch an den Fakultäten, sodass man eigentlich immer ganz gut beraten war. Zu der Zeit, als ich in Tübingen Theologie studiert habe, hatte die Universität keine Arbeitsräume für Professoren – auch in Göttingen, das war überall so –, d.h. wenn die Sprechstunde machten, machten sie's in ihrer Privatwohnung in ihrem Arbeitszimmer. Ich bin also überall, ob das nun bei Jaspers war, oder bei Karl Barth oder hier in Tübingen bei den verschiedenen Professoren oder in Göttingen, immer in einer Privatwohnung gewesen zur Sprechstunde. Das verstand sich ganz von selbst, und die Professoren luden dann auch Studenten zu offenen Abenden in die Privatwohnung ein... das war hier in Tübingen etwa bei Helmut Thielicke überaus beliebt. Ich habe als Assistent meine Studenten zu mir nach Hause da aufs Dorf eingeladen zum Abendessen, also, das habe ich öfters gemacht. Das hat alles durchaus funktioniert; aber das hing relativ stark mit den eher begrenzten Studentenzahlen zusammen. In Basel, als ich da studierte, hatte die ganze Universität 2.000 Studenten. Bei der Immatrikulationsfeier hat der Rektor noch jedem neu Immatrikulierten die Hand gedrückt!

Das ist dann schon in den späten 1960er Jahren anders geworden...

Ja, aber wir sind in den 1970er und 1980er Jahren noch halbwegs damit fertig geworden. Aber heute würde ich sagen... nach dieser völlig verkorksten Reform, nach völlig missverstandenen Rezepten... ich habe von vornherein gedacht, das ist hier wieder so ein *institutional engineering* mit den typischen Fehlern, die man macht: Man nimmt einen ausländischen *blueprint*, den man nicht richtig analysiert hat auf seine kulturellen usw. Voraussetzungen; er wird rein mechanisch übernommen. Das geht garantiert schief – und es ist schiefgegangen. Das ist für mich eine sehr eindeutige Folgerung. Ich halte das System auch nicht für rettbar. Ich bin zum Glück natürlich in der bequemen Lage, dass ich sagen kann: ‚Naja, so what?‘

Aber das ist ja eigentlich auch ein wenig vergleichbar mit dem Aufbau der politologischen Studiengänge in Ostdeutschland, was dezentral vonstatten geht, weil die einzelnen Unis oder Fakultäten ja die Studiengänge selbst festlegen, zuschneiden, sagen, welche Veranstaltungen...

...ja, aber schon mit detaillierten Vorgaben aus den Ministerien und dann von diesen Akkreditierungskommissionen und so weiter... Das ist ja der Unfug! Die sind insofern nicht autonom,

sondern es wird ihnen gesagt, ihr habt Studiengänge nach den und den detaillierten Vorgaben zu machen...

...wobei das zentrale Ziel, die leichtere Austauschbarkeit und Vergleichbarkeit von Leistungen und der Wechsel von Studierenden, trotz dieser genauen Vorgaben dann konterkariert werden dürfte?

Ja. Naja, das war ja natürlich ein Ziel, was da auf der Ebene der Programmformulierung hohen Ortes gesagt wurde, aber das interessiert ja am Ort keinen mehr. Die ganzen Leute versuchen jetzt bloß noch auszuhandeln, wer was von dem, was er bisher gemacht hat, in das neue System überretten kann. Das ist in den Geistes- und Sozialwissenschaften, vor allem denen, die die Standardisierung nicht gewohnt sind, sehr schwer durchzusetzen. Schauen Sie, wir haben in Konstanz – das war das, was Ellwein, Elsenhans und ich gemacht haben als Studienreform in der Verwaltungswissenschaft – ein Diplomprüfungsschema durchgesetzt, das hochgradig standardisiert war. Wir haben gesagt, wir müssen unseren Studiengang ähnlich strukturieren wie die Volkswirte und die Juristen. Das heißt es gibt eine bestimmte Anzahl von zentralen Pflichtvorlesungen, wie Volkswirtschaft und Politik und so weiter, und da muss jeder Dozent sich an die Vorgaben halten. Das war dann sehr interessant bei Berufungsverfahren. Wir hatten also etwa die Stelle Internationale Politik ausgeschrieben, nachdem Hartmut Elsenhans weggegangen war. Da kamen dann diese Bewerber, denen man dann im Hearing sagte, also wir haben jetzt hier die und die Studienstruktur, und wie würden Sie sich dann vorstellen, es anzugehen? Da sagte der eine, ja, dann würde ich in diesem Modul, wenn Sie so wollen, das und das machen, und dann kamen die Sachen, die er seit zehn Semestern jedes Mal als Spezialthema durchmachte – *natürlich* ‚exemplarisch‘. Aber da war völlig klar, der Mann hat nicht vor, sich die Mühe zu machen, auf die Niederungen der systematischen Einführung herabzusteigen; und der flog natürlich für uns sofort raus. Und deshalb sind wir auch gerade mit dieser Lehrstuhlbesetzung schwer vorangekommen, weil die Leute nicht dazu zu bringen waren, sich mit dem Gedanken auseinander zu setzen, es könnte anders gehen, als sie es gewohnt waren.

Und insofern kann ich dann verstehen, dass man irgendwo höheren Ortes sagt, so jetzt geben wir die und die zentralen Vorgaben. Bloß, so etwas geht immer schief. ■